Das Jahresmagazin des Diakoniewerks Essen

AusBlick 2020

Der Weg lohnt sich:
Umsetzung des BTHG zielt auf Perspektivwechsel

Ausbildung, Hospitationen, Praktika: Wie der Einstieg in soziale Berufe gelingt

Geschichten, die berühren:
Schwangerenberatung eröffnet neue Möglichkeiten

Von Null auf 100:
Beim Jugendnotruf geht's ums Kindeswohl

ZusammenLeben gestalten

Diakoniewerk Essen

Impressum
Herausgegeben vom Diakoniewerk Essen
Bergerhauser Straße 17, 45136 Essen
Telefon 0201 · 26 64 0, Telefax 0201 · 26 64 59 59 00
info@diakoniewerk-essen.de
www.diakoniewerk-essen.de
Redaktion:
Julia Fiedler, Kathrin Michels, Bernhard Munzel
Grafik Design: Q3 design, Dortmund, www.Q3design.de
Druck: Brochmann GmbH, Essen
Essen, Mai 2020

Möchten Sie unsere Arbeit unterstützen?
Über Ihre Spende erhalten Sie selbstverständlich
eine Spendenquittung.
Unser Spendenkonto:
Sparkasse Essen
IBAN DE34 3605 0105 0000 2179 19
BIC SPESDE3EXXX
Vielen Dank!

Monatsspruch für Mai 2020:
„Jeder von euch hat von Gott eine besondere Gabe erhalten; und jeder soll dem anderen mit dieser besonderen Gabe dienen. Denn es sind Gaben Gottes und ihr seid die Haushalter, die damit umgehen sollen.“
(1. Petrus 4,10)

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender des Diakoniewerks Essen

Liebe Förderer und liebe Interessierte an der Arbeit des Diakoniewerks Essen!
„Jedes Leben ist von Gott geschaffen und wertvoll.“ „Wir sind uns bewusst, dass wir uns gegenseitig brauchen.“ Das sind zwei von zwölf Leitsätzen im Leitbild unseres Diakoniewerks Essen, zusammengefasst unter dem Motto „Zusammen*Leben* gestalten“. Mit ihnen wird kurz und einfach ausgedrückt: Jeder Christ darf sich direkt von Gott geliebt wissen und antwortet darauf mit dem eigenen Leben und den verliehenen Fähigkeiten. Keine Instanz steht zwischen dem Einzelnen und Gott. Evangelische Christen reden deshalb vom „Priestertum aller Gläubigen“. Eigenverantwortung steht protestantisch hoch im Kurs, mit aller Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Freiheit, die dazugehören. Und die zweite Erkenntnis, die davon nicht getrennt werden kann: Wir brauchen uns gegenseitig. Keiner kann allein sein Leben gestalten. Wie sehr das gerade in unserer ausdifferenzierten arbeitsteiligen Gesellschaft zutrifft, erleben wir schmerzlich in der Corona-Krise. Zusammen ergänzen wir uns und gestalten gemeinsam die Welt, in der wir leben.

An die Leitbildsätze musste ich denken, als ich den Monatsspruch für Mai 2020 aus dem 1. Petrusbrief las: *„Jeder von euch hat von Gott eine besondere Gabe erhalten; und jeder soll dem anderen mit dieser besonderen Gabe dienen. Denn es sind Gaben Gottes und ihr seid die Haushalter, die damit umgehen sollen.“* Jede und jeder von uns hat bestimmte Gaben und Fähigkeiten. Die gilt es zu entdecken, zu entwickeln, zu fördern. Sie gilt es einzusetzen, Gott und den Menschen zugute. Das ist keine spezielle Aufgabe für Pfarrerinnen und Pfarrer. Nein, sie meint alle. Dieser Auftrag bezieht sich nicht nur auf mein privates Leben, sondern die verschiedenen Rollen, die ich im Leben habe, kommen ins Spiel. Jede und jeder ist jeweils in ihrem und seinem Umfeld, also in Beruf und Familie, Verein oder Partei, Kirchengemeinde oder Schule oder ganz anderen Orten eigenverantwortlich nach seinem Beitrag zum Wohl der Gesellschaft gefragt. Wie alt jemand ist, wie intelligent, welches Geschlecht oder wie viel Geld sie oder er hat, ist nicht entscheidend. Alle sind berufen, ihren Glauben nach ihren Möglichkeiten zu leben und ihre individuellen Gaben einzubringen.

Deshalb können und sollen Christen ihre Alltagstätigkeit so verstehen, dass sie von Gott in ihren Stand – in den Worten der Reformationszeit – berufen sind. Das heißt: ihre alltägliche Arbeit ist ihr Beruf. So wie der Pfarrer sein Amt als Gottesdienst versteht, so dürfen und sollen auch Bauer, Stallmagd oder Kaufmann ihren Beruf als Gottesdienst sehen und praktizieren. Eine Aufzählung würde heute viel mehr und andere Berufe erfassen. Die sozialen Berufe gehören auf jeden Fall dazu. Dort wird der Sinn der Arbeit im direkten Kontakt mit Menschen vielleicht sogar leichter erfahrbar als in manch anderen Berufen. Die Freiheit eines Christenmenschen befreit vom Zwang zur Perfektion und zur Rechtfertigung vor Gott. Sie macht jede Bevorzugung religiöser Berufe vor anderen Berufen hinfällig. Es kommt darauf an, im Dienst am Nächsten zu wirken – wie und wo genau auch immer das dann geschieht.

Die Größe oder die Kleinheit meines Tuns, reformatorisch formuliert: eines Werkes, spielt für dessen sittlichen Wert keine Rolle. Das Kleinste, an seinem Ort und im rechten Bewusstsein getan, steht auf derselben Ebene wie das bedeutendste Werk, das einen Nobelpreis oder eine Millionenvergütung bekommt. Man muss, was man aus guten Gründen tut, nicht nur aus innerer Überzeugung, sondern kompetent tun. Die religiöse Qualität liegt gerade darin, dass die Arbeit funktional effizient und richtig, dass sie professionell getan wird. In Corona-Zeiten erhalten so Berufe auf einmal eine gesellschaftliche Wertschätzung, die zuvor lange nicht als „systemrelevant“ eingeschätzt wurden.

- Was abstrakt klingen mag, wird durch das Lesen in diesem Jahresheft konkret. Dabei lassen sich verschiedene Perspektiven auf den Umgang mit den von Gott geschenkten Gaben ausmachen: Entdecken Sie, wie bunt der Einstieg und die Ausbildung in soziale Berufe im Diakoniewerk aussehen. Die Berichte über Studenten-Praktika oder einen Freiwilligendienst stehen ebenso beispielhaft für diverse Wege in die soziale Arbeit wie der Einblick in die aktuelle Ausbildung von Erzieher*innen oder Pflegekräften. Insgesamt beschäftigt das Diakoniewerk knapp 90 Mitarbeitende, die sich in einer Ausbildung befinden.
- Menschen mit einer Behinderung wurde über eine viel zu lange Zeit abgesprochen, überhaupt eigene Gaben und Fähigkeiten zu besitzen, geschweige denn, sie in die Gesellschaft einzubringen. Das Interview zur Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes erinnert an den Perspektivwechsel, der mit diesem gesetzgeberischen Meilenstein vollzogen wird. Wie komplex und aufwändig es ist, diesen Grundgedanken in neue vertragliche und organisatorische Formen zu bringen, wird allerdings ebenfalls sehr klar.
- Entscheidende Weichenstellungen für die Entfaltung unserer Fähigkeiten erfolgen am Anfang unseres Lebens. Das beginnt schon vor der Geburt in der Schwangerschaft und spitzt sich bei der Gefährdung des Kindeswohles dramatisch zu. Verfolgen Sie mit, wie Mitarbeitende im Jugendnotruf oder in der Beratungsstelle für Schwangerschaft, Familie und Sexualität das ihre dazu tun, um Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Familien Wege zu möglichst guten Lebensverläufen zu bahnen.

Darüber hinaus finden Sie wieder Zahlen, Daten und Fotos zum Diakoniewerk im letzten Jahr. Dazu zählt der Überblick über das beeindruckende ehrenamtliche Engagement sowie die Einladung, das Diakoniewerk durch Spenden zu unterstützen. Diese Unterstützung wird in Corona-Zeiten besonders gebraucht, aber auch darüber hinaus.

Bleiben Sie uns gewogen. Und bleiben Sie behütet.

Pfarrer Andreas Müller, Vorstandsvorsitzender

Im Gespräch: Teamleiterin Kathrin Certa, Werkstudentin Jessica Ornely Ntomono und Bereichsleiterin Gisela Strotkötter (von links) erörtern die unterschiedlichen Möglichkeiten des Berufseinstiegs.

Optimaler Weg für den Berufseinstieg: Die Arbeit mit Werkstudent*innen ist den Sozialen Diensten ein „Herzensanliegen“

Studieren und nebenbei eine Erwerbsarbeit ausüben, um sich den Lebensunterhalt zu verdienen oder Praxiserfahrung zu sammeln – ein Stelle als Werkstudent*in ist für viele junge Menschen eine gute Alternative zu den üblichen Nebentätigkeiten. Noch dazu ist sie ein absolutes Plus im Lebenslauf: In kaum einem anderen Studentenjob kann man so umfangreiche fachspezifische Erfahrungen sammeln. Man lernt nicht nur, die bereits erworbene Theorie praktisch umzusetzen, sondern sieht auch, welche Bedeutung diese in den einzelnen Tätigkeitsfeldern hat. Man erlebt den tatsächlichen Arbeitsalltag und bereitet sich damit gezielt auf die Zeit nach dem Studium vor. Das verschafft einen realistischen Blick für den Berufseinstieg. Insbesondere bei den Sozialen Diensten werden regelmäßig Werkstudent*innen eingesetzt. Warum die Arbeit mit ihnen so wertvoll ist, erfahre ich in einem Gespräch mit Bereichsleiterin Gisela Strotkötter, Teamleiterin Kathrin Certa von der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung und Werkstudentin Jessica Ornely Ntomono.

Frau Strotkötter, bei den Sozialen Diensten setzt man schon lange verstärkt auf Werkstudent*innen? Warum eigentlich?

Gisela Strotkötter: Für uns ist die Qualifizierung von Berufsneulingen ein Herzensanliegen. Das muss ich einfach so sagen. Denn die Identitätsbildung der Student*innen findet eben nicht im Hörsaal, sondern in der praktischen Arbeit statt. Dieser Praxisbezug ist durch die Umstellung auf Bachelor- und Masterstudiengänge in den vergangenen Jahren leider mehr und mehr verloren gegangen. Die Praxisrelevanz hat einfach nicht mehr den Stellenwert fürs Studium, die sie eigentlich bräuchte – ein Anerkennungsjahr, das früher notwendig war, gibt es beispielsweise nicht mehr.

Welche praktischen Erfahrungen sind es denn, die den Student*innen fehlen?

Gisela Strotkötter: Ein großes Manko ist die fehlende Beratungskompetenz. Die systemische Beratung ist an den Unis mittlerweile ein Wahl- und kein Pflichtfach mehr. Dabei ist die Beratung essentiell. Ohne sie geht es nicht. Gerade auch bei den Sozialen Diensten. Hier haben wir sehr viele Praxisstellen, bei denen die Beratung einfach dazugehört – etwa die Jugendgerichtshilfe, die Schwangerenberatung, die Flexiblen Hilfen, die Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung, die Schulsozialarbeit oder die Stadtteilarbeit.

Wie versuchen Sie, diesem Mangel entgegenzuwirken?

Gisela Strotkötter: Wir lassen unsere Mitarbeitenden nicht alleine, sondern leiten, begleiten und inspirieren sie mit einer hohen Motivation. Die Beratungskompetenzen fördern wir durch interne Schulungen und Fortbildungen. Bei uns kann und soll man sich auch in ergänzenden Praktika ausprobieren und dadurch in verschiedene Arbeitsfelder hineinschnuppern. Sie sind die ersten Schritte in der Entwicklung eines eigenen beruflichen Profils und Türöffner für die eigene Positionierung im Berufsumfeld. Dadurch wird man noch einmal ganz anders mit dem Studium und der eigenen Persönlichkeit konfrontiert. Es wird aber auch der nötige Freiraum gegeben, um zu reflektieren, wo man sich in der Zukunft sieht und welche Bereiche vielleicht eher weniger geeignet sind.

Ein echter Gewinn für die Werkstudent*innen!

Gisela Strotkötter: Ja, vor allem aber auch ein Gewinn für beide Seiten. Die Student*innen können während ihres Studiums Praxiserfahrungen sammeln und ihr Studium gleichzeitig mitfinanzieren. Wir wiederum können die Student*innen schon vor Abschluss in den Blick nehmen. Und wenn die Zusammenarbeit erfolgreich läuft, bewerben sie sich nach Abschluss ihres Studiums ganz häufig bei uns. Denn wenn Stellen frei werden, schauen wir natürlich erstmal in den eigenen Reihen.

Frau Certa, Sie sind auch als Werkstudentin bei den Sozialen Diensten gestartet, richtig?

Kathrin Certa: Ja, genau. Ich habe 2015 als Werkstudentin angefangen. Später bin ich dann mit einer 75%-Stelle eingestiegen. Und mittlerweile bin ich Teamleiterin bei der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung. Drei von unseren insgesamt sieben Gruppenleitungen sind ebenfalls zuvor als Werkstudent*innen bei den Sozialen Diensten gestartet. Das zeigt, dass dies ein überaus beliebter Weg ist, der es einem leichter macht, den beruflichen Einstieg zu gestalten.

Tolle Perspektiven: Kathrin Certa, Jessica Ornely Ntomono und Gisela Strotkötter (von links) sind begeistert von der Vielfalt der Tätigkeitsfelder, die die Sozialen Dienste eröffnen.

Bereichsleiterin Gisela Strotkötter koordiniert den Einsatz von rund 30 Werkstudent*innen und begleitet persönlich ihren Einstieg in das Berufsleben.

Erzählen Sie doch mal etwas zur Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung. An wen richtet sich diese?

Kathrin Certa: Die Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung ist eine Jugendhilfemaßnahme in Kooperation mit dem Jugendamt und sieben Grundschulstandorten im Essener Westen. Dort sind wir unmittelbar in die Strukturen der jeweiligen Grundschule und des Offenen Ganztags integriert. Unser intensivpädagogisches Gruppenangebot richtet sich an Kinder mit erhöhtem pädagogischen Bedarf, die in einzelnen Bereichen zusätzliche Förderung benötigen. In der Regel sind dies Kinder, die von den Lehrkräften vorgeschlagen werden. Etwa extrovertiert auffällige Kinder, die beispielsweise ein schlechtes Regelverständnis zeigen, oder auch introvertierte Kinder, die Schwierigkeiten auf der emotionalen Ebene haben. Manche Kinder werden auch direkt vom Jugendamt vorgeschlagen, weil bei ihnen zu Hause gerade viel los ist – etwa eine Scheidung oder ein Trauerfall.

Wie werden die Gruppen zusammengestellt?

Kathrin Certa: Jede Gruppe besteht aus maximal zehn Kindern und vier Betreuer*innen. Hier eingesetzte Student*innen der Sozialen Arbeit müssen vor ihrer Einstellung hospitieren, da wir in die Beziehungsarbeit gehen. Deshalb achten wir auch stark darauf, dass die Zusammenstellung heterogen ist, was Sozialarbeiter*innen, Werkstudent*innen und Kinder anbelangt. Davon profitieren letztlich alle Beteiligten.

Jessica Ornely Ntomono: Das kann ich bestätigen. Ich arbeite selbst in einer Gruppe mit vielen erfahrenen Personen, die mich wirklich gut angeleitet haben. Sowohl die Gespräche, als auch die Methodenerarbeitung im Team haben mir sehr geholfen und immer wieder einen wichtigen Input gegeben, wie man mit den Kindern arbeiten kann. Insbesondere die kollegiale Beratung erleichtert den Einstieg: Man erhält viel Feedback, wird unterstützt und angeleitet.

Kathrin Certa: Die Gruppenleitung hält stetigen Kontakt zu den Eltern und zum Jugendamt, um schwierige Fälle und die jeweilige individuelle Entwicklung zu dokumentieren. Auch das kriegen die Student*innen am Rande durch Teamsitzungen und ihre Gruppenleitungen mit. So etwas lernt man nicht an der Uni. Das ist die Praxis, die für den Beruf so essentiell ist. Zweimal im Jahr kommt zudem eine Fachberatung zwecks Schulung der Werkstudent*innen, um die Grundidee einer systemischen pädagogischen Haltung und Konfliktbearbeitung zu vermitteln. Spannend ist auch, dass die Zusammenstellung der Gruppen nicht konstant ist. So kommen immer wieder neue Mitarbeitende mit unterschiedlichen Erfahrungshintergründen dazu – etwa Kolleg*innen mit Übungsleiterscheinen aus Sportvereinen oder schauspielerischen Fähigkeiten. Wir hatten auch schon mal eine ausgebildete Logopädin im Team. Von diesen vielfältigen Inputs profitieren alle.

Auch Kathrin Certa startete vor vier Jahren als Werkstudentin — und ist jetzt Teamleiterin in der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung.

Wie sieht die Arbeit mit den Kindern konkret aus?

Kathrin Certa: Das Angebot erfolgt regelmäßig an drei Nachmittagen pro Woche von 14.00 bis 16.00 Uhr. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf eine individuelle Förderung des einzelnen Kindes gelegt. Auf jedes Kind wird ressourcenorientiert eingegangen. Die gezielte Förderarbeit findet bedarfsorientiert einzeln und in kleinen Gruppen statt. Wichtig ist uns auch ein Sozialkompetenztraining, also der Erwerb sozialer und emotionaler Kompetenzen. Der Ablauf des Nachmittags ist dabei stark ritualisiert: Wir beginnen mit einem Stuhlkreis, erkundigen uns nach den Befindlichkeiten der Kinder und setzen uns gleichzeitig mit ihren Gefühlen auseinander. AGs und Freispiel finden ebenfalls statt. Wichtig dabei: Konflikte dürfen und sollen hier ruhig entstehen. Denn unsere Aufgabe ist es ja, darauf einzugehen. Das ist zum Teil eine Herausforderung, denn die Kinder bekommen hier in gewisser Weise ihre Bühne – allerdings auch ein Training im Umgang mit den Konflikten.

Wie viele Werkstudent*innen sind denn derzeit bei den Sozialen Diensten im Einsatz?

Gisela Strotkötter: Etwa 30 Werkstudent*innen sind zurzeit bei uns beschäftigt.

Frau Ntomono, Sie sind eine dieser Werkstudent*innen. Wie ist denn Ihr Werdegang und wie sind Sie an die Stelle gekommen?

Jessica Ornely Ntomono: Ich bin 2009 nach Deutschland eingewandert, habe hier mein Abi gemacht und dann ein sozialpädagogisches Studium an der Uni Duisburg-Essen gestartet. Um mein Studium zu finanzieren, habe ich zunächst bei einer Warenhauskette gearbeitet – und zwar täglich. Da wir aber während des Studiums auch Arbeitsscheine sammeln müssen, habe ich mich weiter umgeschaut und die Stellenausschreibung des Diakoniewerks entdeckt. Seit 2018 bin ich jetzt bei den Sozialen Diensten im Bereich der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung.

Mit welch einem Stundenumfang sind sie dort tätig?

Jessica Ornely Ntomono: Ich arbeite sieben Stunden in der Woche. 20 Stunden darf man als Werkstudent*in maximal arbeiten. Jetzt verdiene ich aber mehr als vorher und habe daneben noch genügend Zeit, um mich aufs Studium vorzubereiten.

Klingt nach einer wirklich guten Alternative!

Jessica Ornely Ntomono: Es lohnt sich auf jeden Fall, man profitiert von sehr vielen Dingen. Die Arbeit im Team ist einfach hochmotivierend und gleichzeitig auch ein Schutzraum, in dem Fehler aufgezeigt und besprochen werden können. Die Feedback-Kultur ist wirklich toll! Durch die Arbeit als Werkstudent*in kann man sich spezialisieren und man entwickelt sich persönlich und fachlich enorm weiter.

Gisela Strotkötter: Stimmt, wir haben jede Menge anzubieten. Aber wir erwarten im Gegenzug auch viel von unseren Student*innen. Sie müssen sich engagieren und vor allem auch zuverlässig sein. Es ist ein Anstellungsverhältnis, bei dem das Vertrauen zum Arbeitgeber stabilisiert werden kann. So kann in einzelnen Projekten mehr und mehr Verantwortung übernommen werden und die Aufgaben werden dadurch immer spannender.

Kathrin Certa: So ist es. Wir sind bei unserer Zusammenarbeit im Team regelrecht auf das Engagement unserer Student*innen angewiesen. Eigeninitiative ist sehr wichtig: Bestimmte Dinge müssen vorbereitet und es muss mitgedacht werden. Aber man kriegt als Student*in eben auch etwas zurück. Manchmal wird das Studium sogar bewusst hinausgezögert, weil man hier solch eine fundierte Wissensvermittlung erhält.

Gisela Strotkötter: Die Weiterbildung bei uns ist wirklich ein Gütesiegel. Das kriegen wir auch von Anstellungsträgern zurückgemeldet, die unsere Student*innen übernehmen, wenn bei uns mal keine Stelle frei sein sollte. Aber wir können eigentlich auch immer Nachwuchs gebrauchen, suchen fortlaufend geeignete Mitarbeitende.

Und wie sieht es momentan bei Ihnen aus? Sind derzeit Stellen zu besetzen?

Gisela Strotkötter: Zurzeit suchen wir ganz konkret ab September neue Mitarbeitende. Da der Einstellungsverlauf mit Vorstellungsgespräch und Hospitation etwa drei bis vier Monate dauert, kann man sich also durchaus ab sofort bei uns bewerben.

Das Interview führte Kathrin Michels

Seit zwei Jahren dabei: Werkstudentin Jessica Ornely Ntomono profitiert enorm von den praktischen Erfahrungen, die sie in der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung sammelt.

Ideales Qualifizierungsfeld: Allein drei der derzeit sieben Teamleitungen der Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung starteten wie Kathrin Certa ihren beruflichen Weg als Werkstudentinnen.

Vielfältige Aufgaben: Kita-Leiterin Nicole Weber, die als Auditorin auch das Qualitätsmanagementsystem externer Kitas zertifiziert, ist seit zwei Jahren für die Ausbildung in 21 Kindertagesstätten zuständig.

„Probiert euch aus!“: Die Ausbildungsbeauftragte Nicole Weber sorgt für gezielte Nachwuchsförderung in den Kitas

Fachliche Expertin, Mentorin, persönlicher Coach, Motivatorin und Lernprozessbegleiterin – all das verkörpert Nicole Weber für die vielen Erzieher*innen-Azubis im Diakoniewerk. Die 47 Jahre alte Mutter zweier fast erwachsener Kinder ist seit 2018 Ausbildungsbeauftragte der Kita-Gesellschaft. Außerdem leitet sie die Kita „Arche Noah“ in Essen-Überruhr. Der Nachwuchs liegt ihr eben am Herzen – auch ganz unabhängig vom Alter. Denn er sorgt für frischen Wind. Für Nicole Weber ein ganz wichtiger Aspekt, wie sie mir im Gespräch erzählt.

Eine Ausbildungsbeauftragte für unsere Kitas – diese Sonderaufgabe wurde vor rund zwei Jahren geschaffen. Was beinhaltet sie genau?

Nicole Weber: Ja, richtig, diese Funktion gab es vorher in der Kita-Gesellschaft nicht. Aber wir sind eben in den letzten Jahren extrem gewachsen, haben viele Kitas übernommen und neu eröffnet – und dieser Prozess ist noch nicht abgeschlossen. Gleichzeitig herrscht ein großer Fachkräftemangel. Dieser Herausforderung wollten wir gerecht werden. Wir haben erkannt, dass wir den eigenen Nachwuchs stärker fördern müssen, um damit eben auch unsere Chancen zu verbessern, qualifiziertes pädagogisches Nachwuchspersonal für unsere Kindertageseinrichtungen zu akquirieren, aber auch langfristig zu integrieren. Die Installation einer Ausbildungsbeauftragten spielt dabei eine zentrale Rolle. Auch wenn momentan noch Fachkräfte fehlen, werden wir in den nächsten Jahren gut aufgestellt sein. Da bin ich mir sicher!

Welche Aufgaben sind denn damit verbunden?

Nicole Weber: Ich betreue und begleite praktisch alle Erzieher*innen-Azubis, Praktikant*innen und deren Anleiter*innen und wirke bei der gesamten Organisations- und Ausbildungsplanung mit. Gleichzeitig bin ich intern und extern gut vernetzt, etwa mit der Kita-Fachberatung, der Personalabteilung sowie Schulen und Fachverbänden. Ganz konkret plane und

gestalte ich gemeinsame einrichtungsübergreifende Treffen mit allen Berufsanerkennungspraktikant*innen innerhalb eines Ausbildungsjahres. Beim Einführungsworkshop lernen wir uns zunächst einmal kennen und sprechen über unsere Erwartungen, Befürchtungen und Wünsche sowie die Vernetzung von Arbeitsgruppen untereinander. Bei den darauffolgenden Treffen prüfen wir, ob das theoretische Fachwissen auch in der Praxis umgesetzt werden kann, besprechen Projektarbeiten und bereiten uns auf das Kolloquium – also die theoretische Prüfung – vor. Generell gebe ich den Workshops nur wenige Vorgaben, sondern sehe das eher als eine Art Ideenwerkstatt, bei der sich jeder einbringen und Themen ergänzen darf. Der Höhepunkt ist dann natürlich unsere gemeinsame Abschlussfeier mit der Ausgabe der Zeugnisse. Darüber hinaus berate und unterstütze ich auch die Anleiter*innen, organisiere Schnupperpraktika und bin öffentlich wirksam – etwa auf Ausbildungsmessen, Infoveranstaltungen oder Hospitationen.

Worauf liegt Ihr inhaltlicher Fokus gegenüber den Auszubildenden?

Nicole Weber:: Die Stärkung der persönlichen Entwicklung steht genauso im Vordergrund, wie das Fachwissen. Die Auszubildenden können mich jederzeit kontaktieren. Denn manchmal treten ja auch ganz persönliche Fragen, Probleme oder Konflikte auf, für die es gilt, eine geeignete Lösung zu finden. Aber das hält sich bislang eher in Grenzen – solche Dinge werden eigentlich oftmals direkt in den Einrichtungen vor Ort geklärt. Generell versuche ich unseren Auszubildenden aber vor allem zu vermitteln, sich während ihrer Ausbildungszeit auszuprobieren – und zwar so intensiv es geht: Mach alles! Wage dich! Du darfst Fehler machen und dann daraus lernen. Das ist einer meiner Grundsätze, der mir mindestens genauso am Herzen liegt, wie die Vermittlung fachlicher Kenntnisse.

Wie wird man eigentlich Ausbildungsbeauftragte? In Ihrem Hauptberuf sind Sie ja eigentlich doch Einrichtungsleiterin?

Nicole Weber: Richtig. Aber ich bin eigentlich immer offen für Neues, brauche diesen frischen Wind und mag es überhaupt nicht, stehenzubleiben. Auch beruflich hinterfrage ich mich und meine Arbeit ständig und versuche stets, mich weiterzuentwickeln. Nur weil es schon immer so war, heißt es nicht, dass es auch jetzt noch die beste Lösung ist. Als unser Geschäftsbereichsleiter Herr Leggereit damals mit der Anfrage auf mich zukam, habe ich

Persönliche Beratung: Auch bei Jobmessen und Fachveranstaltungen ist Nicole Weber aktiv und informiert über die Erzieher*innen-Ausbildung in Kindertageseinrichtungen.

mich gefreut und zugesagt. Ich empfinde die Arbeit mit dem Nachwuchs generell als echte Bereicherung, eine Art Win-Win-Situation: Ich kann Erfahrungen weitergeben und bekomme im Gegenzug neue Ideen und Denkanstöße. Das finde ich wirklich ganz toll!

Wie sieht die Erzieher*innen-Ausbildung eigentlich aus und wie lange dauert sie?

Nicole Weber: Für die Erzieher*innen-Ausbildung hat jedes Bundesland seine eigenen Regelungen. In Nordrhein-Westfalen ist der klassische Weg eine Ausbildung an einer Fachschule, für deren Zulassung man eine einjährige sozialpädagogische Praxiserfahrung vorweisen muss. In den meisten Fällen ist dies ein einjähriges Fachoberschul- (FOS-) Praktikum. Die anschließende Erzieher*innenausbildung dauert dann in der Regel drei Jahre. Davon werden zwei Jahre fachtheoretisch an der Fachschule absolviert und mit einer theoretischen Prüfung, dem Fachschulexamen, beendet. Daran schließt sich das Berufspraktikum, das Anerkennungsjahr, an. Während des Anerkennungsjahres sind die Anerkennungspraktikant*innen dann fest in einer Einrichtung und müssen verschiedene Pflichtaufgaben seitens der Schule wie Elternabende, Projekttage oder Freispielangebote gestalten. Nach erfolgreichem Abschluss per Kolloquium erhält man die Anerkennung als staatlich geprüfte/r Erzieher*in. Seit diesem Jahr gibt es in NRW zudem die praxisorientierte Ausbildung, kurz „PiA“ genannt – eine Art duale Erzieher*innen-Ausbildung. Diese dauert ebenfalls drei Jahre, aber es werden theoretische und praktische Ausbildungszeiten miteinander verzahnt. Mit anderen Worten: Die Praxiszeit der klassischen Erzieher*innen-Ausbildung einschließlich Berufspraktikum ist ebenso wie die Unterrichtszeit gleichmäßig in die drei Ausbildungsjahre integriert. Im ersten und zweiten Jahr haben die Auszubildenden drei Tage Schule und zwei Kita-Tage, im letzten Jahr ist es andersherum.

Und wie sieht es mit der Vergütung aus? Gibt es da auch Unterschiede?

Nicole Weber: Da die klassische Erzieher*innen-Ausbildung eine schulische ist, erhält man während der Schulzeit allenfalls eine Ausbildungsbeihilfe. Fest geregelt ist nur die Aufwandsentschädigung für das FOS-Praktikum und die Ausbildungsvergütung im Anerkennungsjahr. Bei der PiA-Ausbildung bekommen die Azubis für alle drei Jahre vom ersten Tag an eine gestaffelte Vergütung. Ein nicht unerheblicher Aspekt.

Was sind denn die Chancen und Herausforderungen dieser neuen Ausbildung?

Nicole Weber: Das Ausbildungssystem ist ein völlig anderes. Die Zusammenarbeit mit den Schulen ist noch intensiver. Wir sind jetzt eher Ausbildungspartner. Und genau daran müssen wir noch arbeiten, das müssen wir noch ausbauen. Beide Seiten müssen verstärkt Interessen abgleichen und Lösungen finden. Manchmal kollidieren etwa Schultage mit wichtigen Terminen in den Einrichtungen. Oder Theoriewissen und Praxisarbeit sind nicht kongruent, das merke ich bei unseren Treffen. Da haben die PiA-Praktikant*innen vieles noch nicht in der Schule durchgenommen. Das unterscheidet sie von den Berufspraktikant*innen, die das Theoriewissen ja bereits vermittelt bekommen haben. Dafür können die PiA-Praktikant*innen ihr schulisches Wissen regelmäßig in der Praxis überprüfen und eigene praktische Erfahrungen im Unterricht reflektieren. Auch die Zusammenarbeit mit den Auszubildenden in den Einrichtungen ändert sich. Sie sind nun drei Jahre in derselben Einrichtung – also über einen viel längeren Zeitraum. Weiterentwicklungen können daher besser beobachtet und Verantwortung gezielter übertragen werden. Die Mühe der Einarbeitung lohnt sich

Gezielte Verknüpfung von Theorie und Praxis: In regelmäßigen Abständen treffen sich alle Berufsanerkennungspraktikant*innen zu gemeinsamen Workshops.

unmittelbar. Man kann sagen, dass die PiA-Ausbildung wirklich ein geeignetes Mittel zur Fachkräftegewinnung ist, denn sie bringt eine ganz neue Zielgruppe in unsere Einrichtungen: Eben all diejenigen, für die die bisherige Vergütung nicht ausreichend war. So ist etwa die Zahl der Männer, die den Erzieherberuf erlernen, gestiegen. Aber auch für ehemalige Lehramtsstudenten ist die Ausbildung nun interessant, denn sie bietet Chancen für den beruflichen Wiedereinstieg. Und was wir auch merken: Mit steigender Vorbildung, Leistungsstärke, Lebensalter und Erfahrung steigt auch die Motivation der Auszubildenden.

Kann man denn die PiA-Ausbildung an allen Fachschulen absolvieren, an denen die klassische Ausbildungsform angeboten wird?

Nicole Weber: Nein, in Essen ist die PiA-Ausbildung derzeit nur im Bildungspark möglich. Aber es gibt weitere Fachschulen in der näheren Umgebung, etwa in Düsseldorf, Hattingen oder Velbert. Dort werden ebenfalls PiA-Ausbildungen angeboten.

Wie sieht denn die Verteilung in der Kita-Gesellschaft aus? Wie viele Anerkennungspraktikant*innen gibt es und wie viele PiA-Prakitkant*innen arbeiten bei uns?

Nicole Weber: Derzeit bilden wir insgesamt 16 Erzieher*innen-Azubis aus. Darunter sind vier FOS-Praktikant*innen, neun sind Anerkennungspraktikant*innen und drei von ihnen sind PiA-Praktikant*innen.

Und wie ist der Trend?

Nicole Weber: Die PiA-Ausbildung ist ganz klar im Kommen. Die Bewerberzahlen steigen deutlich und auch im Austausch mit den Schulen wird dieser Trend bestätigt. Für das kommende Ausbildungsjahr haben wir daher fünf weitere PiA-Plätze vorgesehen.

Wie sieht es nach der Ausbildung aus? Wie ist die Übernahmequote?

Nicole Weber: In der Regel haben wir beim Diakoniewerk eine gute Übernahmequote. Für viele Azubis sind wir ein wirklich interessanter Arbeitgeber, weil wir so breit aufgestellt sind. Erzieher*innen können sich nach Abschluss der Ausbildung sowohl bei der Kita-Gesellschaft bewerben, als auch innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe weiterentwickeln – etwa im Karl-Schreiner-Haus oder im Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler. Natürlich existiert auch immer ein Anteil derer, die noch ein Studium, etwa in Sozialer Arbeit, anschließen, oder sich anderweitig weiterbilden wollen. Auch hier liegen die Vorteile der PiA-Ausbildung klar auf der Hand: Wir können den eigenen Nachwuchs ausbilden, der bei der anschließenden Übernahme bereits mit der trägerspezifischen Konzeption vertraut ist. Es kann also im Laufe der Ausbildung eine Bindung an den Träger gelingen, die einen Gewinn für alle Beteiligten bedeutet.

Die Ausbildung wandelt sich also gerade – abschließend würde mich daher noch interessieren, ob sich der Erzieher*innenberuf verändert hat?

Nicole Weber: Ja, sogar sehr. Es ist keineswegs mehr der gleiche Beruf, wie etwa vor 20 Jahren. Zu unserem eigentlichen Betreuungs- und Bildungsauftrag sind viele Aufgaben hinzugekommen, die heutzutage zu erfüllen sind. Ich denke da an flexible Öffnungszeiten, die Anfertigung von Entwicklungsdokumentationen und jährliche Entwicklungsgespräche, Sicherheits- und Brandschutz-Vorgaben, Hygiene-Vorschriften oder auch das Qualitätsmanagement. Die Inhalte sind inzwischen deutlich vielfältiger und machen den Beruf dadurch meiner Meinung nach aber auch wesentlich attraktiver, je mehr man sich auf die Herausforderungen einlässt.

Das Interview führte Kathrin Michels

Große Wertschätzung: Michaela Endemann kam über eine Zeitarbeitsfirma ins Heinrich-Held-Haus – und fasste dann einen überraschenden Entschluss.

„Ich kann doch eigentlich nur gewinnen!“: Die 54-jährige Pflege-„Azubine“ Michaela Endemann über Lebensfreude und ihre späte Berufung

Michaela Endemann befindet sich zurzeit mittendrin in ihrem dritten Lehrjahr im Heinrich-Held-Haus und ist damit eine von mehr als 80 Auszubildenden im Diakoniewerk. Und doch ist sie eben ganz anders. Denn Michaela Endemann ist 54 Jahre alt. Eine gestandene Frau und Mutter dreier erwachsener Kinder. Die Schulbank hatte sie längst hinter sich gelassen. Und dann wieder neu für sich entdeckt.

Michaela Endemann sitzt mir gegenüber und erzählt über sich, ihren Werdegang und ihre ungewöhnliche Berufung: „Über eine Zeitarbeitsfirma bin ich quasi hier ins Heinrich-Held-Haus hineingerutscht, ganz ohne Bewerbung“, berichtet sie. „Zunächst als Schwesternhelferin, zur Schwangerschaftsvertretung für ein Jahr. Irgendwann habe ich dann erwähnt, dass ich gerne noch eine Ausbildung zur examinierten Altenpflegerin machen möchte.“ Dem wurde zugestimmt.

„Ich habe schon als junges Mädchen in der Pflege gearbeitet.“

Wenn andere langsam ans Aufhören denken, startet Michaela Endemann noch einmal durch. Mal eben beginnt die inzwischen 54-jährige eine Ausbildung zur examinierten Altenpflegerin. Weil sie in ihrem Alter weiß, was sie will. Und weil es ihre Berufung ist. „Ich habe schon als junges Mädchen in der Pflege gearbeitet. Meine Mutter war Krankenpflegerin im Krankenhaus, in der Nachtwache. In den Ferien habe ich ihr immer geholfen. Mit zwölf Jahren habe ich da schon ziemlich viel gemacht: Patienten gewaschen, versorgt und sogar gespritzt.“ Sie gerät ins Plaudern und man hört ihr gerne zu. Sie verrät, dass sie eigentlich schon damals eine Pflegeausbildung angefangen hatte bei den Diakonissen, aber das Umfeld dort einfach nicht ihre Welt war. Also hat sie sich kurzerhand umentschieden, absolvierte eine Ausbildung zur Bauschlosserin und ging im Anschluss als Au-Pair nach Israel. Drei Jahre hat sie dort gelebt und mit ihrem damaligen palästinensischen Partner zwei ihrer insgesamt drei Kinder bekommen. „Das war eine coole Zeit dort, wirklich superschön“, berichtet sie rückblickend. Mittlerweile sind sie und ihre erwachsenen Kinder aber schon lange Zeit wieder zurück in Deutschland.

„Alte, behinderte und psychisch kranke Menschen? Das kann ich nicht, war mein erster Gedanke.“

Single mit drei Kindern und glücklich, so beschreibt sie sich selbst. „Ich kann doch jetzt machen, was ich will. Warum sollte ich stagnieren?“ Deswegen gab Michaela Endemann auch ihren letzten Job im

Gemeinsames kennenlernen und gegenseitiger Austausch: Die „Azubi-Tage“ der drei Pflegeeinrichtungen haben sich inzwischen im Jahreskalender fest etabliert.

Spielcasino auf und wagte endlich den Gang in die Pflege. „Erst habe ich kurz gezögert, als ich von der Zeitarbeitsfirma die Stelle im Heinrich-Held-Haus zugewiesen bekam: Alte, behinderte und psychisch kranke Menschen? Das kann ich nicht, war mein erster Gedanke.“ Aber der hat sich als komplett falsch erwiesen. Denn tatsächlich ist es genau das, was zu ihr passt. Sie liebt die Bewohner*innen – und umgekehrt. Mit ihrer erfrischenden Art bringt sie richtig Schwung ins Haus, und ihre Fröhlichkeit reißt andere mit. „Ich bin selber ein bisschen verrückt und fest der Meinung, dass, gerade wenn es ernst ist, man auch mal lachen muss. So bin ich eben. Bei mir ist auch nicht immer alles nach Plan gelaufen, aber meine Lebensfreude habe ich noch nie aufgegeben“, sagt die 54-Jährige.

„Wir arbeiten mit Menschen. Das ist keine Arbeit für jeden.“

Was genau sie so sehr an ihrem Beruf mag, möchte ich von ihr wissen. „Der Beruf gibt alles. Er gibt und er nimmt“, korrigiert sie sich selbst. „Es kommt eben darauf an, wieviel man selbst bereit ist, zu geben. Die Wertschätzung, die man den Bewohner*innen gegenüber hat, die kriegt man auch zurück“, da ist sich Michaela Endemann sicher. „Meine Bewohner*innen sind immer bei mir, selbst in meiner Freizeit. Ich nehme sie sogar gedanklich abends mit ins Bett. Es ist eben keine Büroarbeit, da bin ich ganz ehrlich“, gibt sie mir zu verstehen. Und fügt hinzu: „Wir arbeiten mit Menschen. Das ist keine Arbeit für jeden. Laut Statistik steigen Pflegekräfte durchschnittlich nach rund sieben Jahren aus dem Beruf aus, weil sie eben nicht dafür geschaffen sind“, erklärt sie. Burnout-gefährdet fühlt sich Michaela Endemann aber nicht. Sie holt sich ihre Energie zurück – aus ihrem Umfeld und in ihrer Freizeit. Sie hat viele Freunde, liebt soziale Kontakte und Gesellschaftsspiele. Sie puzzelt, malt, geht ins Kino, sieht gerne fern, liest viel oder ruht sich einfach aus. Aber nicht lange, maximal sechs Stunden Schlaf benötigt Michaela Endemann. Deswegen lernt sie meist bis in die Nacht hinein – und zwar im Bett. Auch eines ihrer vielen Hobbies.

Mehr als 20 Auszubildende treffen sich an den Azubi-Tagen mit ihren Einrichtungs-, Pflegedienst- und Praxisanleitungen, um aktuelle Themen aus Theorie und Praxis zu reflektieren.

„Meist zählt ja leider nur ‚satt und sauber‘, dabei ist der Faktor ‚Zeit‘ so viel wichtiger als das Zähneputzen.“

Michaela Endemann will gut sein in ihrer Arbeit und gibt viel dafür. „Ich kann doch eigentlich nur gewinnen“, findet sie. Sie störe vielmehr, dass sie vieles nicht schon viel eher gemacht hat. Und wenn sie noch weiter in die Zukunft denke, frage ich sie, wie stellt sie sich das dann mit sich selbst vor, im Alter? „Ich werde auf jeden Fall zu Papier bringen, wie ich gepflegt werden will. Denn ich möchte auch im hohen Alter noch als Mensch wahrgenommen werden. Das ist vielleicht das größte Ziel der Altenpflege. Jeder Mensch, der gepflegt wird, hat ein Anrecht auf Zeit. Meist zählt ja leider nur ‚satt und sauber‘, dabei ist der Faktor ‚Zeit‘ so viel wichtiger als das Zähneputzen.“ Eine Pflege ohne Zeitdruck, das ist ihr Wunsch – und eben mehr Wertschätzung für diesen Beruf. „Denn es ist alles andere als ein ‚Mal-eben‘-Job. Und es sollten ihn auch nur diejenigen ausüben, die ihn auch wirklich können.“ Michaela Endemann ist auf jeden Fall eine von ihnen.

Kathrin Michels

Deutsch-argentinische Freundschaft:
Ein Jahr lang erfreute die gelernte Krankenschwester Julieta Cardozo die Bewohnerinnen und Bewohner des Seniorenzentrums Margarethenhöhe.

Neues wagen – und einzigartige Erfahrungen gewinnen: Der Freiwilligendienst von Julieta Cardozo im Seniorenzentrum Margarethenhöhe

Die Anfrage der Evangelischen Kirche im Rheinland kam telefonisch: Ob das Seniorenzentrum Margarethenhöhe am Income-Freiwilligen-Programm teilnehmen wolle, bei dem junge Menschen vor allem aus Südamerika ein Jahr lang in sozial-diakonischen Einrichtungen mitarbeiten? „Wir sind hier ja immer offen für Neues", lautete die Antwort von Cordula Wojahn vom Sozialen Dienst, die sofort Bereitschaft signalisierte.

Ein knappes halbes Jahr später war es dann soweit und Julieta Cardozo aus Argentinien trat ihren Dienst an. „Sprachliche Barrieren und kulturelle Unterschiede – hoffentlich haben wir nicht zu voreilig entschieden", ging es Cordula Wojahn kurz vor der Ankunft noch durch den Kopf. „Aber Julieta war uns vom ersten Augenblick an sehr sympathisch", erklärt Kollegin Martina Mathias. „Trotzdem mussten wir uns erst einmal aufeinander einspielen – vor allem, was die Verständigung anging."

Ein Mischmasch aus Deutsch, Englisch, Händen und Füßen

Doch auch diesmal reagierte die Belegschaft des Seniorenzentrums gewohnt spontan und ohne große Berührungsängste. „Viele von uns haben seit ihrer Schulzeit ja kaum ein Wort Englisch mehr gesprochen", erklärt Cordula Wojahn. Doch die anfängliche Sprachscheu war schnell überwunden. „Wir haben uns mit

Übersetzungsprogrammen auf dem Handy beholfen – und mit einem Mischmasch aus Deutsch, Englisch, Händen und Füßen“, berichtet Martina Mathias lächelnd.

Kaum vorstellbar, wenn man Julieta ein gutes Jahr später gegenüber sitzt. Denn da unterhalten wir uns ganz selbstverständlich auf Deutsch und die Wörter sprudeln der 26-jährigen nur so aus dem Mund. Auch Julieta erinnert sich noch gut an die anfänglichen Sprachbarrieren: „Die Kolleginnen und Kollegen, aber auch die Bewohner*innen hatten viel Geduld mit mir und sind sehr auf mich eingegangen. Einige Bewohner*innen wollten sogar lieber Englisch sprechen und waren ganz stolz auf ihre Sprachkenntnisse.“ Aber sie haben ihr auch geholfen, ihr Deutsch stetig zu verbessern. „Wenn ich ihnen etwa vorgelesen habe, dann haben sie mich oft korrigiert: Julieta, du hast das falsch ausgesprochen, musste ich mir dann anhören.“ Doch mittlerweile bekommt sie jede Menge Lob für ihre gewaltigen sprachlichen Fortschritte. „Vor allem in ihrem letzten Monat hat sich Julieta sprachlich so weiterentwickelt, dass wir sie sogar in der Einzelbetreuung einsetzen konnten“, berichtet Cordula Wojahn beeindruckt.

Große Unterschiede zwischen Deutschland und Argentinien

Praktisch ohne Deutschkenntnisse war Julieta im Februar 2019 zusammen mit 60 anderen jungen Menschen aus Argentinien und Chile nach Deutschland gekommen, um in Essen, Duisburg, Bottrop und Gelsenkirchen zu arbeiten. Alle Jugendlichen sind Teilnehmer*innen des Income-Freiwilligen-Programms. In Kooperation mit dem Bundesfreiwilligendienst ist dies in das „weltwärts“-Programm des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung eingebettet.

Zwar hatte Julieta im Zuge ihrer Ausbildung an einer deutschen Schule in Argentinien auch Deutschunterricht gehabt, aber leider nur eine Stunde pro Woche. „Da ist nicht wirklich etwas hängengeblieben“, erklärt sie. Dafür konnte sie jede Menge Praxiserfahrung vorweisen, denn in Argentinien hatte die gelernte Krankenschwester mit Schwerpunkt Nephrologie bereits das dafür notwendige fünfjährige Studium absolviert. Das in Deutschland so vieles ganz anders als in ihrer Heimat ist, merkte Julieta schnell. „Der Umgang mit

Der Abschied fiel nicht leicht: Viele Senior*innen und Mitarbeitende hatten Julieta Cardozo in ihr Herz geschlossen.

den Menschen unterscheidet sich sehr. In Argentinien ist unsere Arbeit rein praktisch orientiert. Gespräche mit den Patient*innen und eine soziale Bindung kommen kaum zustande, da diese oft wechseln. Hier geht man bewusst auf die Menschen und ihre Gefühle ein und hört ihnen zu“, so Julieta. Und ihr fallen ad hoc noch mehr kulturelle Unterschiede ein. „Die Deutschen gehen viel förmlicher miteinander um als in Argentinien, zumindest beim Erstkontakt. Das war für mich am Anfang etwas schwierig“, so die 26-jährige.

Weihnachten ist hier so schön lang

Dafür habe sie das Leben hier als viel freier empfunden und daher auch deutlich unbeschwerter gestaltet, als in ihrer Heimat. „Ich konnte jederzeit alleine nach draußen gehen, sogar bis spät abends. Diese Sicherheit kenne ich von Zuhause nicht.“ Auch das deutsche Umweltbewusstsein war für Julieta komplett neu – Mülltrennung etwa kannte sie vorher überhaupt nicht. Beim Thema Essen wurde Julieta ebenso überrascht. „Das deutsche Frühstück hat mich wirklich sehr beeindruckt. Es ist so reichhaltig mit verschiedenen Wurst-, Käse-, und Brötchensorten.“ Nur ihren geliebten Maté-Tee hat sie vermisst und per Internet bestellt.

Zwischenzeitlich hat sich Julieta jedoch rundum den deutschen Gewohnheiten angepasst – auch ihre anfänglichen Magenprobleme haben sich gelegt. Sie hat sich komplett integriert, sowohl privat als auch beruflich. Denn ihre Arbeit macht ihr einfach Spaß: ob Morgen- und Nachmittagsrunden mit den Bewohner*innen, die Zusammenarbeit mit den Kolleg*innen oder die vielen Feste im Haus. Vor allem die Weihnachtszeit wird ihr sehr in Erinnerung bleiben. „In Argentinien feiern wir Weihnachten nur am 24. und 25. Dezember. Eine Adventszeit wie in Deutschland kennen wir nicht. Weihnachten ist hier so schön lang und gemütlich. Und die Weihnachtsmärkte werde ich auch vermissen.“

Hilfsbereitschaft ist für Julieta selbstverständlich

Die Belegschaft des Seniorenzentrums wird dagegen Julietas Enthusiasmus sehr vermissen: „Julieta hat von Anfang an alles mit großer Leidenschaft gemacht“, erzählt Martina Mathias und fügt hinzu: „Egal welche Aufgabe sie erledigen musste, sie hat es immer mit einem Lächeln getan. Voller Hingabe hat sie unsere Wellensittiche versorgt und den freitäglichen Gottesdienst ganz alleine vor- und nachbereitet. Überall da, wo Hilfe notwendig war, hat sie das Team unterstützt.“

Diese Hilfsbereitschaft ist für die junge Argentinierin selbstverständlich. Sie selbst kommt aus einer großen Familie, wo es oft laut und eng ist. Deswegen war Julieta auch ganz froh darüber, nun selbstständig auf eigenen Füßen zu stehen und für sich ganz allein wohnen zu können. Das hat ihr unwahrscheinlich gut getan – auch um sich selbst zu finden. Denn ein persönlicher Schicksalsschlag kurz vor ihrer Reise nach Deutschland hatte sie ziemlich aus der Bahn geworfen. Jetzt ist sie sich sicher: Es hat seinen Sinn gehabt, nach Deutschland gekommen zu sein. Sie ist überzeugt davon, dass „jemand von oben“ auf sie schaut und zufrieden mit ihr ist.

Der Abschied – schmerzt auf beiden Seiten

Julieta hat die Zeit im Seniorenzentrum Margarethenhöhe sehr gut gefallen. So gut, dass sie eigentlich gar nicht mehr weg will – oder aber ganz schnell wieder zurück. „Leider hat Julieta diesen Wunsch erst recht spät geäußert, so dass auf die Schnelle für uns nichts machbar war“, sagt Cordula Wojahn traurig. „Aber wir finden bestimmt eine Lösung, denn sie hinterlässt eine große Lücke“, hofft Cordula Wojahn auf ein baldiges Wiedersehen.

Kathrin Michels

Viele gute Erinnerungen: Die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen ist auf beiden Seiten groß.

Zeit, das Richtige zu tun: Freiwilligendienste im Diakoniewerk Essen

Das Diakoniewerk bietet Menschen, die sich freiwillig einbringen und darüber wertvolle Lebenserfahrungen sammeln möchten, verschiedene Einsatzmöglichkeiten in unseren Einrichtungen — ob in der Betreuung von Kindern und Jugendlichen, von älteren Menschen, von Menschen mit Behinderung sowie Menschen mit psychischen Erkrankungen.

Der Bundesfreiwilligendienst:

Der Bundesfreiwilligendienst ist ein Angebot für Menschen jeden Alters, sich außerhalb von Ausbildung und Beruf für das Allgemeinwohl zu engagieren und damit eine Kultur der Freiwilligkeit zu stärken.

Das Freiwillige Soziale Jahr:

Ebenso wie der Bundesfreiwilligendienst ermöglicht auch das Freiwillige Soziale Jahr, in die Arbeit mit Menschen hineinzuschnuppern. Einen Unterschied im Arbeitsalltag gibt es zwischen beiden Diensten nicht. Teilnehmende haben pro Jahr Anspruch auf 26 Urlaubstage und 25 Seminartage. Während allerdings der BFD vom Bund bezuschusst wird, wird das Freiwillige Soziale Jahr teilweise aus Finanztöpfen der Bundesländer finanziert.

Voraussetzungen für die Freiwilligen:

Im Bundesfreiwilligendienst kann sich jeder engagieren, der die Vollzeitschulpflicht erfüllt hat. Eine Altersgrenze nach oben gibt es nicht.

Das Freiwillige Soziale Jahr darf jede und jeder nach Beendigung der Schulpflicht, also ab etwa 16 Jahren und bis zu einer Altersgrenze von 27 Jahren, absolvieren. Doch aufgepasst. Beide Dienste dürfen nicht direkt nacheinander erfolgen und auch nicht beliebig oft wiederholt werden.

Dauer und Arbeitszeiten:

Beide Dienste dauern in der Regel zwölf Monate, mindestens jedoch sechs und höchstens 18 Monate. In Ausnahmefällen kann der Bundesfreiwilligendienst bis zu 24 Monate geleistet werden.

Grundsätzlich handelt es sich um einen ganztägigen Dienst. Für Freiwillige über 27 Jahren ist aber auch ein Teilzeitdienst von mehr als 20 Stunden wöchentlich möglich.

Warum sich freiwilliges Engagement lohnt?

- weil der Bundesfreiwilligendienst und das Freiwillige Soziale Jahr eine tolle Möglichkeit sind, um in soziale Berufe hinein zu schnuppern,
- weil die Erfahrungen, die man dort macht, den eigenen Horizont erweitern,
- weil es um Menschen geht,
- und weil helfen sich immer lohnt!

Sprechen Sie uns gern an!

Abteilung Personal- und Sozialwesen
Bergerhauser Straße 17
45136 Essen
Telefon: 0201 · 2664 932 100
Mail: bewerbung@diakoniewerk-essen.de

Bundesfreiwilligendienst
Freiwilliges Soziales Jahr

BFD
Der Bundesfreiwilligendienst
Zeit, das Richtige zu tun.

Der Weg lohnt sich: Die Umsetzung des neuen Bundesteilhabegesetzes zielt auf konsequenten Perspektivwechsel

Mit Jahresbeginn trat die dritte von vier Stufen zur Umsetzung des Bundesteilhabegesetzes (BTHG) in Kraft. Die nun erfolgte Trennung der Kostenträger für die Leistungen innerhalb der Eingliederungshilfe bedeutet für einen Anbieter wie das Diakoniewerk einen immensen Verwaltungsaufwand. Wurden bisher alle Kosten für eine stationäre Unterbringung durch den Landschaftsverband bezahlt, regelt dies nun weitestgehend die jeweilige Kommune, die für die anspruchsberechtigte Person zuständig ist. Für den Einzelnen selbst bedeutet dies zunächst nur wenig spürbare Veränderungen. Aber der Perspektivwechsel, der damit einhergeht, ist grundlegend und geht zurück auf die UN-Behindertenrechtskonvention von 2006. Die AusBlick-Redaktion redete mit Experten über einen im Detail oftmals mühsamen Weg, der sich jedoch zweifelsfrei lohnt – weil er viel in Bewegung setzt, und die Richtung stimmt.

Die mit Jahresbeginn in Kraft getretene Umsetzung der dritten Reformstufe des BTHG stellte vor allem die Verwaltung vor enorme Herausforderungen – war der hohe Aufwand von Anfang an absehbar?

Hartmut Hüttenhoff: Uns war schon recht früh bewusst, dass durch die Umstellung viel Arbeit auf uns zukommt. Was dies jedoch im Detail bedeutete, wurde erst in der Umsetzung deutlich. Das lag vor allem an den vielfältigen Anforderungen hinsichtlich des Vertragsmanagements. Viele Verträge mussten individuell angepasst oder auch komplett neu entwickelt werden.

Worin bestehen denn die wesentlichen Änderungen hinsichtlich des Verhältnisses von Klient*innen, Kostenträger und Diakoniewerk?

Hartmut Hüttenhoff: In der Vergangenheit hatten wir es innerhalb der Eingliederungshilfe bei der stationären Betreuung von Menschen mit Behinderungen und psychischen Erkrankungen in der Regel mit einem Kostenträger zu tun. Da hat der Landschaftsverband Rheinland alle Kosten, die für die stationäre Unterbringung von Klient*innen anfallen, übernommen und diese Gelder auch direkt an uns ausgezahlt.

Kai-Marko Danielzik: Die größte Veränderung, die sich durch die Einführung des neuen BTHG ergeben hat, ist die Verschiebung dieser Zuständigkeit hin zu den einzelnen Kommunen. Dadurch hat sich eine Zunahme an Kostenträgern ergeben, die vorher so nicht vorhanden war. Allein in unserer Einrichtung sind nun sechs Kommunen dazugekommen, mit denen wir uns verwaltungstechnisch in Verbindung setzen mussten.

Hartmut Hüttenhoff: In der Vertragsentwicklung war es zunächst einmal so, dass wir versucht haben, eine abgestimmte Vorgehensweise für alle unsere Einrichtungen zu erarbeiten. Allerdings wurde dann

Expertenrunde: Verwaltungsdirektor Hartmut Hüttenhoff, Einrichtungsleiter Klaus-Dieter Ruda, Geschäftsbereichsleiterin Silke Gerling und Einrichtungsleiter Kai-Marko Danielzik (von links) waren an der BTHG-Umsetzung maßgeblich beteiligt.

deutlich, dass die einzelnen Kommunen offensichtlich unterschiedliche Informationen und Aufschlüsselungen benötigen. Zudem mussten wir feststellen, dass die jeweiligen Ansprüche auch nicht nach einem einheitlichen System geprüft werden und die einzelnen Kommunen somit auch zu anderen Ergebnissen und Zahlungen kommen können.

Was war der eigentliche Hintergrund für diese aufwändige Umstellung?

Silke Gerling: Die ursprüngliche Idee des Bundesteilhabegesetzes besteht ja darin, auch für Menschen mit Einschränkungen so viel Normalität wie möglich darzustellen. Der Fokus liegt darauf, dass jeder in einer besonderen Wohnform lebende Klient genauso behandelt wird, wie jeder andere Sozialleistungsempfänger auch – und also auch hinsichtlich seiner Einkommensverwaltung eigenständig darüber entscheiden soll, wie er mit seinem Geld umgeht.

Kai-Marko Danielzik: Der Blick geht damit weg von der traditionellen Praxis einer institutions- und einrichtungszentrierten Betrachtungsweise hin zu konsequent an den Bedürfnissen der Bewohner*innen orientierten Lösungen. Grundsätzlich erhält der Klient nun sein Geld auf sein eigenes Konto, um davon sein Leben zu gestalten. An dieser Stelle erfolgt dann auch die Trennung in der Zuständigkeit für Leistungen, die der Klient in Anspruch nimmt. Über die Kommunen werden nun die Unterkunft und die „Hilfe zum Leben“, so der Fachausdruck, finanziert. Der Landschaftsverband bleibt allerdings weiterhin für die Feststellung der fachlichen Betreuung und deren Bezahlung zuständig.

„Grundsätzlich erhält jeder das Geld auf sein eigenes Konto, um davon sein Leben zu bestreiten.“

Hartmut Hüttenhoff: Das Verfahren ist dadurch gegenüber vorher, als ein Kostenträger alle Zahlungen übernommen hat, natürlich viel komplexer geworden. Jetzt wird vor allem genau abgegrenzt, welche Dinge sich eine Person für ihren privaten Bedarf anschafft, gegenüber dem, was von einer Einrichtung zentral zur Nutzung für alle eingekauft wird – wie etwa bestimmte Pflegeartikel.

Silke Gerling: In den Konten müssen wir nun Einzelleistungen von Gemeinschaftsaktivitäten – wie etwa Kinobesuchen oder Sommerfesten – getrennt erfassen. Das hatte auch die differenzierte Beschreibung von Nebenkosten zur Folge, die vorher in dieser Form nicht nötig war. Grundlage ist nun die einzelne Person, auf die die Kosten – etwa auch für Energie und Telefon – heruntergerechnet werden.

„Wir haben eine umfangreiche Analyse durchgeführt, um die Kosten für das Leben in der Einrichtung zu ermitteln.“

Hartmut Hüttenhoff: Bei einigen Nebenkosten – wie etwa dem Stromverbrauch – sind wir allerdings gar nicht dazu in der Lage, diese individuell zu messen – hier haben wir einen einheitlichen Betrag errechnet, der für alle gilt.

Wie haben Sie sich auf diese Anforderungen vorbereitet?

Silke Gerling: Der große Verwaltungsaufwand bestand darin, bereits im Vorfeld der Umsetzung des BTHG über umfangreiche Rechnungen genau zu erörtern, wie sich unsere Kosten im Ist-Zustand zusammensetzen, um dann eine Basisleistung, die für alle gilt, definieren zu können.

Kai-Marko Danielzik: Gemeinsam mit unserem Controlling haben wir eine aufwändige Analyse durchgeführt um zu ermitteln, was für den einzelnen Bewohner das Leben innerhalb der Einrichtung kostet. Zunächst sind das die Kosten für die Unterkunft – also für die Miete inklusive der Neben- und Instandhaltungskosten. Dazu kommen die Kosten des alltäglichen Lebens, die wir nun mit einer Servicepauschale von aktuell 235 Euro pro Bewohner abbilden. Mit der Servicepauschale stellen wir sicher, dass die Basisversorgung der Bewohner*innen gewährleistet ist und alle mit den üblicherweise notwendigen Lebensmitteln ausgestattet sind. Die darüber hinausgehenden personenbedingten Wünsche und Anschaffungen wie etwa ein Schwimmbadbesuch, Zeitschriften, Rauchwaren oder auch eine Flasche Wein, sind dann über den Regelbedarf hinaus eigenständig von der Person selbst zu finanzieren.

Hartmut Hüttenhoff: Die Gesamtkosten zu erfassen, diese individuell zuzuordnen und entsprechende Vertragswerke zu entwickeln – das war verwaltungstechnisch eine große Herausforderung und mit einem hohen Aufwand verbunden.

Vier Einrichtungen mit insgesamt 124 Wohnplätzen sind im Bereich der Behindertenhilfe betroffen, für den Geschäftsbereichsleiterin Silke Gerling zuständig ist.

Wie hat man sich das genaue Abrechnungsverfahren vorzustellen?

Hartmut Hüttenhoff: Die Menschen, die bei uns wohnen, bekommen ihr Geld in der Regel erst mal auf ihr eigenes Konto überwiesen und zahlen dann an uns für die Leistungen. Zur Verwaltungsvereinfachung und zur Verringerung des Risikos auf Trägerseite werden aber auch Vereinbarungen abgeschlossen, die Direktzahlungen der einzelnen Kostenträger ermöglichen. Trotz aller Vorbereitungen entsprachen die Zahlungseingänge am Anfang des Jahres nicht immer den Forderungen. Inzwischen gehen aber rund 90 % der Eingänge ohne Kürzungen ein. Diese müssen wir allerdings kontinuierlich prüfen, um bei Abweichungen im Einzelfall reagieren zu können.

Silke Gerling: Eine Veränderung der wirtschaftlichen Situation der Klient*innen – etwa bezüglich des Einkommens, der Rentenansprüche oder auch in Folge von Vermögensanrechnungen – wirkt sich unmittelbar in der Sozialhilfebedarfsberechnung aus, wodurch es auf unserer Seite zu verminderten Zahlungseingängen kommen kann.

„Der Prozess fordert uns explizit dazu auf, personenzentrierte Maßnahmen zu entwickeln."

Was ändert sich durch das neue BTHG für die Bewohner*innen in der täglichen Situation?

Silke Gerling: Zum Jahresbeginn hat sich für die Bewohner*innen zunächst einmal nicht viel verändert. Allerdings ist die grundsätzliche Wirkung der Umsetzung des BTHG überall deutlich spürbar, da der Prozess uns explizit dazu auffordert, noch intensiver personenzentrierte Maßnahmen zu entwickeln, die den Wünschen des Einzelnen nachkommen.

Kai-Marko Danielzik: Das Johannes-Böttcher-Haus ist durch das neue Gebäude und die damit verbundene Wohnstruktur schon in einer privilegierten Situation. Durch unsere Wohnform mit Einzelzimmern und eigenen Duschbädern kommen wir den Vorstellungen schon recht nahe, wie Menschen heute grundsätzlich wohnen und leben möchten. Als ausgewählte Modelleinrichtung hatten wir zur Vorbereitung der Umsetzung des neuen BTHG zudem einen Vorlauf von gut eineinhalb Jahren – und die Intention der Personenzentrierung ist in unserem Einrichtungskonzept ohnehin fest verankert. So geben wir beispielsweise die Servicepauschale fast vollständig an die Bewohner*innen zurück, damit diese die konkrete Verwendung gemeinsam mit den Mitarbeitenden innerhalb ihrer Wohngruppe regeln.

Verwaltungsdirektor Hartmut Hüttenhoff koordinierte vor allem die Schnittstellen zur Buchhaltung und zum Controlling.

Klaus-Dieter Ruda: Auch in unserem Haus Laarmannstraße ist es so, dass die Servicepauschale fast eins zu eins in die Wohngruppen geht und die Bewohner*innen dann selbstständig zur Deckung des Regelbedarfs einkaufen gehen. Wir registrieren aber auch, dass seit der Umstellung viele Klienten*innen Rückfragen bezüglich der Führung eines eigenen Kontos stellen – vor allem dann, wenn beispielsweise noch Schulden vorliegen, die eventuell eingetrieben werden könnten.

Kai-Marko Danielzik: In den Einrichtungen gibt es jetzt natürlich eine viel größere Transparenz darüber, wer wie viel Geld zur Verfügung hat – etwa durch unterschiedliche Einkommensverhältnisse oder Rentenbezüge. Das können sogar Unterschiede von bis zu 300 oder 400 Euro monatlich sein, die jetzt offensichtlicher sind und auch zu Diskussionen führen. Einer unserer Klienten hat nun jeden Monat rund 800 Euro zur Verfügung, die früher zunächst vom LVR vereinnahmt wurden –

genau das ist die Auswirkung, auf die das BTHG letztlich abzielt.

Wie gehen denn die Mitarbeitenden mit dieser Entwicklung um?

Silke Gerling: Für die Mitarbeitenden besteht weiterhin die große Herausforderung darin, die Menschen dabei zu unterstützen, so selbstbestimmt wie möglich zu leben – das stellt bestimmte Abläufe, Mechanismen und Rituale natürlich in Frage und ist noch stetig im Blick zu halten.

Kai-Marko Danielzik: Alle Einrichtungsabläufe müssen sich von Grund auf an den Wünschen der Bewohner*innen orientieren. Wenn früher die Frage gestellt wurde, an welchem Wochentag ein gemeinsamer Pizza-Abend gestaltet werden soll, lautet die Frage nun, ob überhaupt der Wunsch besteht, zusammen zu essen, um dann gemeinsam darüber zu entscheiden, was gekocht werden soll. Solche Fragen werden innerhalb der einzelnen Wohngruppen tatsächlich völlig unterschiedlich beantwortet. Diese Entwicklungen zuzulassen und zu begleiten – darin besteht die Veränderung, die von den Mitarbeitenden völlig zurecht die Etablierung einer neuen Haltung abverlangt. Dieser Prozess erfordert allerdings auch seine Zeit in einem System, in dem jahrzehntelang der zentrale Auftrag darin bestand, zunächst einmal die Versorgung des Klientels sicherzustellen.

„Alle Abläufe müssen sich von Grund auf an den Wünschen der Bewohner orientieren.“

Silke Gerling: Nun besteht unsere zentrale Aufgabe darin, die Menschen zu fragen, was sie wollen. Dabei haben wir gerade auch Menschen, die möglicherweise ihren Willen nicht in der für uns üblichen sprachlichen Weise kommunizieren können, gezielt zu unterstützen.

Gibt es im Bereich der Psychiatrie ähnliche Erfahrungen, wie in der Behindertenhilfe?

Klaus-Dieter Ruda: In unseren Einrichtungen für Menschen mit psychischen Erkrankungen ist dies sehr stark vom jeweiligen Klientel abhängig. Im Haus Prosperstraße etwa, wo die Beheimatung von Menschen mit schweren chronifizierten psychischen Erkrankungen im Vordergrund steht, ist die Individualisierung mit Sicherheit am schwierigsten. Dagegen ist dies im Haus Esmarchstraße, wo die Bewohner*innen mittelfristig untergebracht sind, schon eher möglich, weil dort die von uns betreuten Menschen viel

Einrichtungsleiter Klaus-Dieter Ruda leitet mit dem Haus Laarmannstraße eines von drei Häusern für Menschen mit psychischen Erkrankungen.

Einrichtungsleiter Kai-Marko Danielzik war mit dem Johannes-Böttcher-Haus als Modellprojekt bereits an den Vorbereitungsarbeiten der Umstellungen beteiligt.

selbstständiger sind. Und im Haus Laarmannstraße, wo die Verweildauer der Klient*innen am kürzesten ist, wurde schon immer sehr personenzentriert gearbeitet. Hier durchlaufen die Klient*innen zwar ein einheitliches Einstiegsgrundkonzept mit gewissen Bausteinen, die für alle gleich sind, aber danach gestalten sich die Tagesabläufe völlig unterschiedlich – vom Schulbesuch über die Therapie- und Werkstattangebote bis hin zu Praktika oder Anstellungen auf dem freien Arbeitsmarkt. Ausgehend von den Reha-Planungsgesprächen, in denen es vor allem darum geht, in welchen Bereichen der jeweilige Klient individuelle Unterstützung benötigt, entwickeln die Mitarbeitenden einen persönlichen Zuschnitt der Angebote, der sich im Laufe des Aufenthalts natürlich auch stark verändern kann.

„Zukünftig erhält jeder Bewohner ein individuelles Betreuungsbudget."

Worauf zielt die vierte Reformstufe des BTHG?

Silke Gerling: In der letzten Stufe der Umsetzung des BTHG, die Anfang 2023 in Kraft treten wird, geht es um die Gesamtfinanzierung der Einrichtungen hinsichtlich ihrer Betreuungssystematik. Das aktuelle Modell wird dann also unter Berücksichtigung des Personalschlüssels weiterentwickelt. Jeder Bewohner soll zukünftig ein individuelles Betreuungsbudget erhalten, das in Fachleistungsstunden dargestellt wird. Durch den Auszug einer Person verändert sich dann auch automatisch der Personalschlüssel einer Einrichtung, in der dann permanent nachgesteuert werden muss. Von unseren Mitarbeitenden wird das zukünftig wohl auch eine höhere Flexibilität einfordern und kann etwa auch einen häufigeren Wechsel des Einsatzortes über den eigentlichen Arbeitsplatz hinaus bedeuten.

„Der Klient soll aus differenzierten Settings die für ihn am besten geeignete Betreuungsform auswählen."

Kai-Marko Danielzik: Auch dann wird wieder die Frage erörtert werden, welche Basisleistungen innerhalb einer einzelnen Einrichtung vorgehalten werden, die für alle identisch sind, und welche Spezialleistungen – im Bereich der Behindertenhilfe etwa bei zusätzlichen Suchtproblematiken oder psychischen Erkrankungen – mit dem entsprechenden Schlüssel an Fachpersonal angeboten werden können.

Was für Auswirkungen sind dadurch hinsichtlich unserer Angebotsstruktur zu erwarten?

Silke Gerling: Der nächste Schritt besteht also in der Entwicklung von differenzierten fachlichen Konzepten, um das Klientel je nach Bedarf angemessen betreuen zu können. Basisleitung plus Fachkonzept führen dann mit dem benötigten Personalschlüssel zu unterschiedlichen Angeboten mit den entsprechenden Gesamtbetreuungskosten, die bis 2023 mit dem LVR abzustimmen sind.

Klaus-Dieter-Ruda: Dabei ist erkennbar, dass es weiterhin einen erheblichen Bedarf an einer großen Vielfalt unterschiedlicher Betreuungsformen geben wird. Wir müssen intern erörtern, wie wir unsere Angebote und Konzepte perspektivisch entwickeln und welche strukturellen und organisatorischen Veränderungen hierfür erforderlich sind. Der Klient soll auf einem Markt mit differenzierten Settings die für ihn am besten geeignete Betreuungsform auswählen können – genau darauf zielen letztendlich alle Anstrengungen des BTHG hin. Und auf diese Situation wollen wir innerhalb der Eingliederungshilfe des Diakoniewerks durch die Entwicklung eines attraktiven Portfolios bestmöglich vorbereitet sein.

Das Interview führte Bernhard Munzel

Wichtige Anlaufstelle: Das Team der Schwangerenberatungsstelle bietet hilfesuchenden Frauen und Paaren kompetente Unterstützung.

Schwangerenberatung eröffnet neue Möglichkeiten: „Was ich hier erlebe, berührt mich immer wieder neu.“

Eine evangelische Schwangerenberatungsstelle gibt es in Essen schon seit fast einem halben Jahrhundert, seit Januar 2018 gehört sie zum Diakoniewerk. Einfach da sein zu wollen, für die vielfältigen Bedürfnisse von Schwangeren und Paaren in der Familiengründungsphase — dieses Anliegen ist nicht neu. Die Ängste, Sorgen und Zweifel, mit denen Frauen und Männer die Beratungsstelle aufsuchen, sind es dagegen schon.

Seit 28 Jahren ist Gabriele Hess in der Schwangerenberatung tätig. Die Lebensgeschichten, die sie hier mitbekommt, berühren sie immer wieder neu. Und wenn sie einer Frau oder einer Familie weiter helfen konnte, dann löst das noch immer ein kleines Glücksgefühl in ihr aus. Zum Beispiel die Idee mit dem Café, das sie vor sieben Jahren mit finanzieller Unterstützung der Freibetten-Stiftung im Gruppenraum des blauen Hauses in der Henriettenstraße gegründet hat. Darüber kann sie sich bis heute freuen. „Ich wollte, dass unser Haus ein Ort wird, der mehr ist als eine reine Beratungsstelle“, erzählt sie. „Wir haben gemerkt, wie einsam viele Frauen sind, und wie gut es ihnen tut, wenn wir sie einladen, sich unabhängig von einem Beratungsgespräch miteinander auszutauschen und vielleicht sogar Freundschaften zu schließen.“

Neben dem regelmäßigen Café bietet die Beratungsstelle deshalb auch gemeinsame Ausflüge und Kurse an. „Gerade auf den Ausflügen bekomme ich oft viel mehr mit, als in den Beratungsgesprächen im Büro“, sagt Gabriele Hess. Es sind die Zwischentöne, die viel erzählen, wenn man einfach so sein kann, wie man ist, und die nicht selten die Tür öffnen für ein anschließendes Gespräch. Manchmal ist allerdings bereits das Angebot, durch die Aktivitäten Teil einer Gemeinschaft zu sein, ausreichend. Auch die Kurse, die angeboten werden, richten sich nach den Themen und Bedürfnissen, die an die Berater*innen herangetragen werden. Sind etwa gerade viele junge Mütter da, die Fragen zu den Basics haben, bietet sich ein Babypflegekurs an.

Gut erreichbar: Die Beratungsstelle befindet sich in der Henriettenstraße in der Essener Innenstadt unweit des Hauptbahnhofs.

Immer gemeinsam mit der Frau

Insgesamt 1.576 Familien haben sich 2019 an die Evangelische Beratungsstelle für Schwangerschaft, Familie und Sexualität, wie sie mit vollständigem Namen heißt, gewandt. 126 Mal wurde eine Schwangerschaftskonfliktberatung durchgeführt. Hier ist die Position klar und es ist die, die auch die Diakonie RWL und die Evangelischen Landeskirchen im Rheinland und von Westfalen vertreten: „Wir sind immer mit der Frau, nicht gegen sie", erklärt Gabriele Hess. „Das Ungeborene hat ein Recht auf Leben und die Frau hat ein Recht auf ihr Leben. Hier suchen wir nach einem gemeinsamen Weg. Wenn dieser nicht zu finden ist, begleiten wir auch den Abbruch."

Zur Bandbreite der Beratung gehört neben dem Schwangerschaftskonflikt aber auch die Beratung vor, während und nach einer Pränataldiagnostik, bei unerfülltem Kinderwunsch, nach Fehlgeburten, bei Fragen zur sexuellen Gesundheit und zur Verhinderung von ungewollter Schwangerschaft. Es sind viele Alleinerziehende, die die Beratungsstelle aufsuchen, weil sie oft noch einmal mehr jemanden benötigen, der sie unterstützt. In den Präventionsprojekten für Jugendliche arbeitet vor allem Youthworker Steff Ochsendorf.

Ein wichtiger Baustein in der Familienhilfe

„Wir sind froh, dass wir die Beratungsstelle 2018 von der Evangelischen Frauenhilfe ‚adoptieren' durften", sagt Gisela Strotkötter, Leiterin der Sozialen Dienste. Froh, weil das Diakoniewerk ein gut eingespieltes und bestens vernetztes Team übernehmen konnte. Froh, weil die Schwangerenberatung ein wichtiger Baustein der frühen Familienhilfe ist, die das Diakoniewerk leisten möchte. „Wenn wir Familien bereits in der Schwangerschaft erreichen können und dort nicht als Kontrollinstanz, sondern mit unserer eigentlichen Stärke wahrgenommen werden, die in der individuellen Beratungs- und Begleitungskompetenz liegt, eröffnet dies die Chance, frühzeitig helfen zu können und spätere Krisen zu verhindern."

Gut vernetzt im Stadtgebiet

Insgesamt gibt es in Essen vier Beratungsstellen für Schwangere – von der Arbeiterwohlfahrt, vom SkF Essen-Mitte, von Donum Vitae und dem Diakoniewerk. „Zum Glück arbeiten wir nicht als Konkurrenten gegeneinander, sondern gut vernetzt miteinander", betont Gabriele Hess. Dazu gehört zum Beispiel auch, dass die einzelnen Gruppenangebote der Beratungsstellen allen Familien offenstehen, die von einer dieser Stellen beraten werden. Ein gemeinsamer Trägerverbund mit Geschäftsbereichsleiter Jörg Lehmann als Sprecher verhandelt die Anliegen der Schwangerenberatungsstellen mit der Stadt. Auf diese Weise konnten im vergangenen Jahr zum Beispiel ein Verhütungsmittelfonds und eine Förderung der Schwangerenberatung durch die Stadt Essen realisiert werden.

Auch mit dem Kirchenkreis und den Kirchengemeinden ist die Beratungsstelle nach wie vor eng verbunden. So werden in den Kirchengemeinden regelmäßig Kollekten für die Arbeit mit Schwangeren in Problemlagen gesammelt und die gute Verbindung zum Kirchenkreis hat sich nicht zuletzt in der letztjährigen umfangreichen Renovierung des „Blauen Hauses" bestätigt. Die achtmonatige Grundsanierung war nämlich ein Gemeinschaftsprojekt und für die Kolleg*innen vor Ort zwischendurch auch schon mal eine Zerreißprobe: Schwangerenberatung auf der Baustelle – mit fortlaufendem Betrieb, da der Bedarf einfach vorhanden war.

Seit 2015 kommen auch viele Frauen und Familien mit Fluchterfahrung in die Beratungsstelle. „Gerade während der Schwangerschaft fehlt Frauen, die allein hierhergekommen sind, oft der familiäre Rückhalt", berichtet Gabriele Hess. Hier ist plötzlich alles neu und sie sind unsicher. Familie gestaltet sich hier oft anders, als sie es bis dato kannten. Warum werden Frauen unter widrigsten Umständen, wie die einer Flucht, schwanger, oder begeben sich schon schwanger auf eine absolut ungewisse Reise? Das hat sich Gabriele Hess oft gefragt und bei den von ihr betreuten Familien nach Antworten gesucht. „Die Kinder sind unsere Hoffnungsträger", haben die Eltern mehrheitlich erzählt. Ein Zukunftsschimmer, wie ein Versprechen, dass es doch irgendwie weiter gehen wird.

Julia Fiedler

Hoher Bedarf: Mehr als 1.500 Menschen wenden sich pro Jahr an das Team um Leiterin Gabriele Hess (rechts).

Die Sozialen Dienste in Zahlen:

- Die Schwangerenberatungsstelle betreute mehr als **1.500** Menschen und erreichte durch knapp **60** Gruppenangebote über **1.200** Personen.
- Die Erziehungsberatungsstelle FamilienRaum in Borbeck führte mehr als **400** Beratungsverfahren durch.
- Im Rahmen der Ambulanten Hilfen zur Erziehung wurden mehr als **120** Familien mit rund **220** Kindern unterstützt und **8** regelmäßige unterschiedliche Gruppenangebote mit über **100** Teilnehmenden durchgeführt.
- Von der Lernförderung wurden durchschnittlich etwa **525** Kinder an rund **25** Schulstandorten betreut.
- An der Hausaufgabenhilfe nahmen an **2** Schulstandorten insgesamt **65** Kinder teil.
- Die Beratung der Schulsozialarbeit an **8** Schulen wurde von nahezu **2.500** Schülerinnen und Schülern, rund **160** Eltern und etwa **375** Erzieher*innen und Lehrkräften in Anspruch genommen.
- Die Jugendhilfemaßnahmen an Bildungseinrichtungen wurden für etwa **80** Kinder an **7** Schulstandorten durchgeführt.
- Von der Jugendgerichtshilfe wurden mehr als **750** Verfahren begleitet.
- Der BlickPunkt 101 zählte durchschnittlich rund **950** Besucher*innen im Monat.
- Die Soziale Servicestelle beriet insgesamt knapp **850** Ratsuchende.
- Im Bereich der Ferienfreizeiten nahmen fast **70** Kinder an der Stadtranderholung teil, knapp **40** Personen beteiligten sich an der Familienfreizeit und rund **25** Senior*innen nutzten die drei Reiseangebote.

Alle Zahlen aus 2019

Daten zu Hilfen für Menschen in Not:

- Die Flüchtlingsberatung betreute rund **550** Menschen in Übergangswohnheimen und erreichte durch das Strategiekonzept zur Integration von Geflüchteten, der Migrationsberatung für Erwachsene und der regionalen Flüchtlingsberatung rund **3.800** Menschen.
- Für knapp **1.600** von Wohnungslosigkeit bedrohte Menschen wurde im Diakoniezentrum Mitte eine Postanschrift eingerichtet.
- Mehr als **4.000** Personen wurden durch die Beratungsstelle für Wohnungslose begleitet.
- Mehr als **16.000** Mal wurde die Notübernachtungsstelle Lichtstraße genutzt.
- Über **400** Menschen nahmen die Unterstützung der Suchtberatung in Anspruch.
- Die Straffälligenhilfe begleitete fast **1.400** Personen im Rahmen des Projekts „Arbeit statt Haft“, die rund **66.000** Sozialstunden ableisteten.
- Die Essener Kleiderkammer gab rund **28.000** Kleidungsstücke aus.
- Im Rahmen der AiD-Kleidersammlung wurden rund **670** Tonnen Kleidung gesammelt.

Alle Zahlen aus 2019

Bei Anruf Not: Wenn das Telefon klingelt, ist das Team des Jugendnot-Telefons sofort einsatzbereit.

Von Null auf 100: Wenn das Jugendnot-Telefon klingelt, geht es ums Kindeswohl

Wenn bei den Kolleginnen und Kollegen das Telefon mit der Nummer 26 50 50 klingelt, gibt es ein Problem, das meistens nicht bis zum nächsten Morgen warten kann. Denn die 26 50 50 ist die Nummer des Jugendnot-Telefons in Essen. Wer sie wählt, ist selbst betroffen oder Zeuge einer beunruhigenden Situation.

Genau 1.422 Mal wurde diese Nummer im vergangenen Jahr außerhalb der Dienstzeiten des Essener Jugendamtes gewählt. Dann landet der Anruf nämlich beim Diakoniewerk – genauer gesagt bei denjenigen Mitarbeitenden des Aufnahmeheims, die zu diesem Zeitpunkt für den Jugendnotruf zuständig sind. Seit 1988 sind die Kolleginnen und Kollegen von montags bis freitags von 15.30 bis 8.30 Uhr und von Freitagnachmittags ab 14.30 Uhr bis Montagmorgen um 8.30 Uhr sowie an Feier- und Brückentagen im Auftrag des Jugendamtes tätig. Eine sicherlich außergewöhnliche Vereinbarung zwischen der Stadt und dem Diakoniewerk, aber sie läuft seit vielen Jahren auf einer sehr guten und vertrauensvollen Basis. Die Aufgabe am Jugendnottelefon: Krisenintervention. Erst einmal telefonisch erfassen, um was es geht, wo das Problem liegt. Aufgebrachte Nerven beruhigen und ausloten, was jetzt zu tun ist. Lässt sich das Problem am Telefon lösen oder ist ein Einsatz vor Ort nötig? Welche Hilfe wird benötigt? Eine Entscheidung, die die Kolleginnen und Kollegen eigenverantwortlich treffen müssen. Denn sie sind in dem Moment zuständig für alles, was im Essener Stadtgebiet passiert.

Nichts ist planbar

Da es beim Jugendnotruf gemäß seines originären Auftrags immer um akute Kindeswohlgefährdung geht, sind das keine

leichten Entscheidungen. Natürlich steckt nicht hinter jedem Anruf eine komplett aus dem Ruder gelaufene Familienkrise – aber im Einzelfall könnte es so sein. „Es ist nichts planbar“, bestätigen Roswitha Burchhardt, Einrichtungsleiterin des Aufnahmeheims, und ihre Stellvertreterin Nicole Maßelink. „Wir wissen nie, was passiert und was uns letztendlich erwartet.“ Manchmal bleibt das Telefon einfach still. Genauso gibt es aber auch Nächte, in denen drei Tandems gleichzeitig rausfahren müssen. Und sogar noch zusätzliche Mitarbeitende, die sich eigentlich außerhalb ihrer Dienstzeiten befanden, benötigt werden. Es gibt weder Tageszeiten, noch Wochentage, noch Monate, die als besonders kritisch auszumachen sind. Vielmehr scheinen familiäre Krisen ihren ganz eigenen Regeln zu folgen. Bei manch einer Situation, die am Telefon höchst problematisch klingt, haben sich die Wogen bereits geglättet, wenn das Team eintrifft. Manchmal ist es genau umgekehrt und das ganze Ausmaß des Dramas offenbart sich erst vor Ort: Etwa weil die Mutter plötzlich vom Balkon springen will, der erzürnte Vater randaliert, die Wohnung komplett zugemüllt ist oder im Nachbarzimmer noch zwei mit Drogen sedierte Kleinkinder liegen.

Eine Arbeit im Namen des Jugendamtes

Im Diakoniewerk sind es bestimmte Mitarbeitende des Aufnahmeheims, die für die jeweiligen Zeiträume für den Jugendnotruf zuständig sind. Wenn dadurch auch räumlich und personell nah beieinander, so sind Einrichtung und Jugendnotruf doch zwei komplett unterschiedliche Bereiche. Die diensthabenden Kolleginnen und Kollegen bedienen den Jugendnotruf eben nicht als Mitarbeitende des Aufnahmeheims, sondern im Auftrag des Jugendamtes. „Natürlich kann es sein, dass ein Jugendlicher, den wir aus seiner Familie herausnehmen müssen, bei uns im Aufnahmeheim untergebracht wird, weil die Einrichtung für diese Altersgruppe zuständig ist und noch einen Platz frei hat“, erklärt Nicole Maßelink. „Doch es kann genauso gut sein, dass wir anderswo nach einer geeigneten Unterbringung für das jeweilige Kind oder den jeweiligen Jugendlichen suchen.“ Mit dem neuen Büro, das in Kürze im angrenzenden Haustrakt bezogen wird, wird nun auch die räumliche Situation enorm verbessert. Denn wichtig ist ein ruhiger Ort zum Telefonieren. Wer den Notruf wählt, hat vielleicht eine ganze Weile mit sich gerungen, ist häufig aufgeregt und benötigt nun die volle Aufmerksamkeit. Die Kolleginnen und Kollegen müssen aus wenigen Sätzen am Telefon herausfiltern, was am besten zu tun ist. Dafür gilt das „Vier-Ohren“-Prinzip.

Im Tandem unterwegs

2019 konnte die personelle Ausstattung des Diakoniewerks für den Jugendnotruf auf insgesamt achteinhalb Stellen aufgestockt werden. Was erst einmal großzügig klingt, relativiert sich, wenn man sich den Zeitraum vor Augen hält, in denen der Notruf besetzt ist: 17 Stunden täglich innerhalb der Woche – plus das komplette Wochenende. Durch die Ausweitung wurde zudem ermöglicht, dass nun auch die Mitarbeitenden des Diakoniewerks im Tandem zu den Außeneinsätzen fahren können. Gerade in den Nachtstunden gibt das große Sicherheit. Nachts ist der Adrenalinkick einfach noch einmal größer, viele Situationen sind in der Dunkelheit unübersichtlicher und auch das tagsüber abrufbare Netzwerk aus Kita, Arzt, Schule, Gesundheitsamt oder Dolmetscher steht

Großer Vorteil: Bei Außeneinsätzen ist das Jugendnotruf-Team immer als Tandem unterwegs.

Hohe Belastung: Stellvertreterin Nicole Maßelink und Einrichtungsleiterin Roswitha Burchhardt (von links) haben für die Mitarbeitenden des Jugendnot-Telefons immer ein offenes Ohr.

nicht unmittelbar zur Verfügung. Nachts gibt es Polizei, Feuerwehr und das Krankenhaus. Vier Augen sehen mehr als zwei – und in schwierigen Situationen hilft es ungemein, sich austauschen zu können und die wahrgenommenen Stimmungen zu teilen. Während eine Kollegin oder ein Kollege sich mehr um das Administrative oder die Absprache mit der Polizei kümmert, kann die oder der andere ganz bei den Kindern oder Jugendlichen sein. In manchen Fällen ist auch ein geschlechtergemischtes Tandem hilfreich. Zudem können jüngere Kolleginnen und Kollegen in der Zusammenarbeit mit erfahreneren Mitarbeitenden an zusätzlicher Sicherheit gewinnen.

Die Kolleginnen und Kollegen leisten eine hoch verantwortungsvolle Arbeit

Insgesamt 249 Mal sind die Kolleginnen und Kollegen im letzten Jahr im Außeneinsatz gewesen. Davon haben sie 112 Mal die Situation vor Ort klären können, bei 137 Einsätzen haben sie Kinder und Jugendliche in Obhut genommen. Mehrheitlich handelte es sich hierbei um Jugendliche zwischen 13 und 18 Jahren, doch es waren auch 26 Kleinkinder unter drei Jahren dabei. Ein Kind aus seinem Zuhause nehmen zu müssen, ist eine schwerwiegende Maßnahme und für das Kind immer eine große Belastung. „Wir alle sind uns dieser Verantwortung bewusst und wägen jede einzelne Entscheidung ganz genau ab“, erläutert Nicole Maßelink.

Es gibt Einsätze, die hängen bleiben. Die Eltern, deren Baby plötzlich gestorben ist und denen man nun erklären muss, dass nun auch noch das kleine Geschwisterkind nicht bleiben kann, solange nicht gerichtsmedizinisch geklärt ist, wie das Baby zu Tode gekommen ist. „In solchen Fällen wissen die Mitarbeitenden, dass sie mich Tag und Nacht anrufen dürfen“, erzählt Einrichtungsleiterin Roswitha Burchhardt. Denn dann ist es wichtig, zu reden – auch morgens früh um fünf bei einem Becher Kaffee und einem Brötchen, um nicht alles mit nach Hause zu schleppen. „Ich weiß, dass die Kolleginnen und Kollegen mich nicht wegen Lappalien anrufen“, sagt Roswitha Burchhardt. Auch eine Supervision wird bei Bedarf in Anspruch genommen.

Meist sind es Erwachsene, die den Jugendnotruf wählen

Alle Jugendnotruf-Anrufe werden genau protokolliert. Fast 40 % dieser Anrufe erfolgen durch die Polizei. Ein weiterer Großteil kommt von anderen Erwachsenen. Eltern, Großeltern, Nachbarinnen und Nachbarn, Eltern von Freundinnen und Freunden der Kinder, Lehrerinnen und Lehrer, Krankenhäuser, Arztpraxen, Kitas und anderen Einrichtungen. Die wenigsten Anrufe kommen von Kindern und Jugendlichen selbst. Diese sind entweder noch zu klein, um selbst Alarm zu schlagen, oder finden zunächst einmal andere Wege, indem sie sich zum Beispiel an Freundinnen und Freunde wenden.

Mehr Anrufe, mehr Außeneinsätze und mehr Inobhutnahmen

Betrachtet man die Entwicklung des Jugendnotrufs in den letzten 30 Jahren, zeigt sich eine stetig gestiegene Zahl an Anrufen, Außeneinsätzen und Inobhutnahmen. Eine Beobachtung, die auch das Jugendamt teilt. Das mag mit einer gestiegenen Sensibilisierung und öffentlichen Wahrnehmung zusammenhängen. „Wir beobachten tatsächlich nach Fällen von Kindesmissbrauch und Kindeswohlgefährdung, die über die Medien große Aufmerksamkeit bekommen haben, regelmäßig einen messbaren Anstieg an Anrufen“, erklärt Nicole Maßelink. „Doch unsere Erfahrung zeigt auch, dass sehr viele Anrufe absolut berechtigt sind.“ Drogen jeglicher Art, von Alkohol bis Kokain, sind ein großes Thema. Nicht selten müssen die Kolleginnen und Kollegen bei Außeneinsätzen noch den Umweg über das Krankenhaus nehmen, um zu klären, ob das tief schlafende Kind vielleicht Beruhigungsmittel im Blut hat und somit noch nicht in eine Bereitschaftspflegefamilie übergeben werden kann.

Der Jugendnotruf wird gebraucht und erfüllt eine wichtige Funktion. Nicht hinter jedem Anruf verbirgt sich eine Krise, die ein unmittelbares Eingreifen erforderlich macht. Es sind die Mitarbeitenden, die am Telefon einschätzen müssen, was jetzt zu tun ist. Aber gerade diese Herausforderung und Verantwortung ist es, die einige Mitarbeitende über lange Zeit dabei bleiben lässt: Es ist immer wieder anders und auch mit langjähriger Erfahrung muss man sich immer wieder selbst hinterfragen und mit voller Konzentration dabei sein.

Julia Fiedler

Corona-Pandemie: Mit Spenden gemeinsam durch die Krise

Restaurant „Church“: Mit Gutscheinen Gutes tun

Wie viele andere Restaurants hatte auch unser Diakonie-Restaurant „Church“ im Haus der Evangelischen Kirche in der Innenstadt aufgrund der Corona-Pandemie geschlossen. Der spontan eingerichtete Mittagslieferdienst war zwar eine bei Stammgästen beliebte Übergangslösung, konnte die Kosten aber bei Weitem nicht decken.

Das ist vor allem auch deshalb problematisch, da das „Church“ ein wichtiger Baustein in der Ausbildung und Qualifizierung von Jugendlichen sowie langzeitarbeitsloser Menschen ist, die im Rahmen unserer Arbeit- und Beschäftigungsgesellschaft, der AiD, gefördert werden.

„Jetzt kaufen. Jetzt retten. Später einlösen“: Durch eine neue Plattform der Sparkasse können hilfsbereite Spender*innen mit dem Kauf von Online-Gutscheinen Unternehmen unterstützen, die von der Corona-Krise in besonderer Weise betroffen sind.

Verschenken oder selbst nutzen: Unterstützen Sie mit einem Online-Gutschein das Restaurant „Church“ und damit die Ausbildung der dort angestellten jungen und Menschen sowie die Qualifikationsmaßnahmen von langzeitarbeitslosen Menschen in den Bereichen Küche und Service und profitieren Sie von vielen kulinarischen Köstlichkeiten unserer frischen regionalen Küche!

Die Church-Gutscheine gibt es unter folgendem Link:
https://helfen.gemeinsamdadurch.de/unternehmen/restaurant-church/

„Balkon-Konzerte“ für Senioren und Menschen mit Behinderungen

Besuchseinschränkungen in unseren Einrichtungen der Senioren- und Behindertenhilfe schützen unsere Klient*innen. Sie sorgen gleichzeitig aber auch für Gefühle der Isolierung und Einsamkeit. Deshalb benötigen unsere Bewohner*innen gerade in diesen Zeiten einer besonderen Aufmerksamkeit.

In Anlehnung an die vielen musikalischen Konzertideen auf Balkonen in Italien und Spanien sollen in den Gärten und auf den Vorplätzen der Einrichtungen Konzerte veranstaltet werden. Hierfür könnten Musiker*innen und Künstler*innen beauftragt werden, um vom Vorplatz oder Garten aus aufzutreten, und so die Bewohner*innen auf ihren Balkonen und an ihren Fenstern zu erreichen.

Der Vorteil: Von Ihrer Spende profitieren gleich beide Seiten! Sie ermöglichen ein besonderes Highlight im Tagesablauf der Bewohner*innen und gleichzeitig eine finanzielle Unterstützung für krisengeschädigte Künstler*innen.

Realisiert wird das Ganze mit der „I do“-App, einer Spenden-App, bei der die Spender*innen fortlaufend über das Projekt informiert werden und erfahren, wie der aktuelle Spendenstand ist und wofür das Geld eingesetzt wird.

Zahlen, Daten, Fakten.

Diakoniewerk Essen e.V. (35 Mitarbeitende, 130 Ehrenamtliche)

1 Qualitätsmanagement
1 Öffentlichkeitsarbeit
1 Bauprojekte
1 Soziale Projekte
1 Fortbildung
1 Betreuungsverein
2 Fachberatung für Kindertageseinrichtungen
2 Senioren- und Generationenreferat
2 Soziale Servicestelle
2 Ferienfreizeiten
Freizeithaus Bremervörde
2 Grüne Damen und Herren/Ehrenamt
3 Bahnhofsmission Essen
4 Seniorenwohnungen Warthestraße
· 16 Apartments für Seniorinnen und Senioren
5 Seniorenwohnungen Kray
· 23 Apartments für Seniorinnen und Senioren
6 Seniorenwohnungen Esmarchstraße
· 24 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
7 Seniorenwohnungen „Am Frommen Joseph“
· 16 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
8 Seniorenwohnungen Margarethenhöhe
· 3 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren
9 Residenz an der Pieperbecke
· 62 Wohnungen für Seniorinnen und Senioren

Diakoniewerk Essen Dienstleistungs- und Verwaltungsgesellschaft mbH (58 Mitarbeitende)

1 IT-Abteilung
1 Abteilung Controlling
1 Abteilung Finanzbuchhaltung
1 Abteilung Personal- und Sozialwesen
1 Abteilung Liegenschaften und Beschaffung

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Jugend- und Familienhilfe GmbH (412 Mitarbeitende, 125 Ehrenamtliche)

Kinder- und Jugendhilfe:

1 Aufnahmeheim und Jugendschutzstelle
· 19 Plätze Jugendschutz, Inobhutnahme, Clearing
· 10 Plätze für Frauen und Frauen mit Kindern
2 Karl-Schreiner-Haus
· 96 Plätze für Kinder und Jugendliche im Stammhaus, in Tagesgruppen, Außenwohngruppen und Intensivgruppe sowie das Schulprojekt Off-Road
3 Fritz-von-Waldthausen-Zentrum
Wohngruppe Warthestraße
· 24 Wohnplätze für hörgeschädigte Kinder und Jugendliche
Wohngruppe Kick-Off

Soziale Dienste:

4 FamilienRaum — Erziehungsberatungsstelle Essen-Borbeck
5 Schwangerenberatung
6 1 Ambulante Hilfen zur Erziehung
1 Lernförderung
6 Jugendhilfemaßnahmen an Bildungseinrichtungen
6 Schulsozialarbeit 3.0
6 Hausaufgabenhilfen
7 Jugendgerichtshilfe
7 Stadtteilprojekt Altendorf/BlickPunkt 101
7 Migrantinnen und Migranten in friedlicher Nachbarschaft (MifriN)

Migration und Flucht

8 Umsetzung Integrationskonzept für Geflüchtete
8 Betreuung von Geflüchteten in Übergangswohnheimen
8 Integrationsagentur
8 Migrationsberatung für Erwachsene
8 Regionale Flüchtlingsberatung
8 Koordination Ehrenamt

Hilfen für Hörgeschädigte:

9 Internat für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
· 230 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler
· 50 Plätze in Wohngruppen im CJD Zehnthof Essen
10 · Offener Ganztag in der David-Ludwig-Bloch Schule
Fritz-von-Waldthausen-Zentrum
· 61 Plätze für hörgeschädigte Schülerinnen und Schüler inklusive der Außenwohngruppe Rüselstraße

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Kindertageseinrichtungen mbH (336 Mitarbeitende, 39 Ehrenamtliche)

1 Inklusive Kindertagesstätte „Lummerland“ (Überruhr)
· 4 Gruppen für insgesamt 71 Kinder ab 4 Monaten
2 Kindertagesstätte „Wühlmäuse“ (Horst)
· 3 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 4 Monaten
3 Kindertagesstätte und Familienzentrum „Kunterbunt“ (Bergmannsfeld)
· 5 Gruppen für insgesamt 85 Kinder ab 4 Monaten
4 Kindertagesstätte „Vogelweide“ (Freisenbruch)
· 3 Gruppen für insgesamt 55 Kinder ab 4 Monaten
5 Kindertagesstätte und Familienzentrum Zugstraße (Frintrop)
· 4 Gruppen für insgesamt 85 Kinder ab 4 Monaten
6 Kindertagesstätte „Arche Noah“ (Überruhr)
· 2 Gruppen für insgesamt 49 Kinder ab 3 Jahren
7 Kindertagesstätte „Himmelszelt“ (Rellinghausen)
· 4 Gruppen für insgesamt 90 Kinder ab 4 Monaten
8 Kindertagesstätte und Familienzentrum „Regenbogenland“ (Kupferdreh)
· 4 Gruppen für insgesamt 87 Kinder ab 4 Monaten
9 Kindertagesstätte Helmertweg (Bredeney)
· 2 Gruppen für insgesamt 44 Kinder ab 4 Monaten
10 Inklusive Kindertagesstätte und Familienzentrum Am Brandenbusch (Bredeney)
· 3 Gruppen für insgesamt 53 Kinder ab 4 Monaten
11 Kindertagesstätte und Familienzentrum Samoastraße (Gerschede)
· 2 Gruppen für insgesamt 43 Kinder ab 2 Jahren
12 Kindertagesstätte „Regenbogen“ (Schonnebeck)
· 3 Gruppen für insgesamt 54 Kinder ab 4 Monaten
13 Kindervilla am Laurentiusweg (Steele)
· 2 Gruppen für insgesamt 43 Kinder ab 4 Monaten

Stand: 31.12.2019

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gefährdetenhilfe GmbH (203 Mitarbeitende, 85 Ehrenamtliche)

Hilfen für Gefährdete und Wohnungslose:

1 Im Diakoniezentrum Mitte:
Zentrale Beratungsstelle für wohnungslose Frauen und Männer
Essener Kleiderkammer
Fachstelle zur Ableistung gemeinnütziger Arbeit
Suchtberatung
Gesetzliche Betreuungen/Eigengeldkonten
Psychosoziale Prozessbegleitung

2 **Notübernachtungsstelle Lichtstraße**
· 58 Übernachtungsplätze für wohnungslose Menschen.

3 **Haus Wendelinstraße**
· 55 Plätze für Frauen und Männer mit besonderen sozialen Problemen inklusive Außenwohngruppe

4 **Haus Immanuel**
· 49 Plätze für Frauen und Männer mit einer Suchterkrankung und/oder mit besonderen sozialen Schwierigkeiten

Hilfen für Menschen mit psychischer Erkrankung:

5 **Haus Laarmannstraße**
· 36 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung inklusive Außenwohngruppe

6 **Haus Esmarchstraße**
· 34 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung

7 **Haus Prosperstraße**
· 19 Plätze für Menschen mit psychischer Erkrankung

8 **Werkstatt „Am Ellenbogen“**
· Beschäftigungsmöglichkeit für 30 Personen

1 **Hilfen zum selbstständigen Wohnen**
· ambulante Betreuung für über 300 Klientinnen und Klienten

14 **Kindertagesstätte Pusteblume (Werden)**
· 5 Gruppen für insgesamt 99 Kinder ab 4 Monaten

15 **Kindertagesstätte Grevelstraße (Frohnhausen)**
· 2 Gruppen für insgesamt 52 Kinder ab 3 Jahren

16 **Kindertagesstätte und Familienzentrum Postreitweg (Frohnhausen)**
· 5 Gruppen für insgesamt 95 Kinder ab 4 Monaten

17 **Kindertagesstätte „Kinderarche“ (Burgaltendorf)**
· 4 Gruppen für insgesamt 75 Kinder ab 1 Jahr

18 **Kindertagesstätte „Lohstraße“ (Bedingrade)**
· 4 Gruppen für insgesamt 74 Kinder ab 4 Monaten

19 **Kindertagesstätte „Wirbelwind“ (Stoppenberg)**
· 3 Gruppen für insgesamt 67 Kinder ab 2 Jahren

20 **Kindertagesstätte „Kleine Quelle“ (Frillendorf)**
· 2 Gruppen für insgesamt 46 Kinder ab 2 Jahren

21 **Kindertagesstätte „Stemmering“ (Heisingen)**
· 2 Gruppen für insgesamt 40 Kinder ab 2 Jahren

22 **Fachberatung Kindertagespflege**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit und Beschäftigung AiD mbH (72 Mitarbeitende)

1 **Betriebsstätte Möbelbörse im Beschäftigungszentrum Hoffnungstraße**
2 **Betriebsstätte Containerleerung/Altkleidersortierung/Hausabholung**
3 **Diakonieladen Mitte**
4 **Diakonieladen Katernberg**
5 **Diakonieladen Kray**
6 **Diakonieladen Frohnhausen**
7 **Diakonieladen Borbeck**
8 **Diakonieladen Steele**
9 **Diakonieladen Werden**
2 **Restaurant Church**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Behindertenhilfe GmbH (133 Mitarbeitende, 1 Ehrenamtlicher)

1 **Haus Baasstraße**
· 20 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung

2 **Haus Rüselstraße**
· 24 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung

3 **Johannes-Böttcher-Haus**
· 40 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung

4 **Wilhelm-Becker-Haus**
· 32 Plätze für Menschen mit geistiger Behinderung und/oder zusätzlicher Hörbehinderung
· 8 Plätze in der Clearing-Stelle

4 **Kunstwerkstatt**

Diakoniewerk Essen gemeinnützige Senioren- und Krankenhilfe GmbH (307 Mitarbeitende, 49 Ehrenamtliche)

Stationäre Altenhilfe/Pflege:

1 **Diakoniezentrum Kray**
· 80 Plätze für Seniorinnen und Senioren

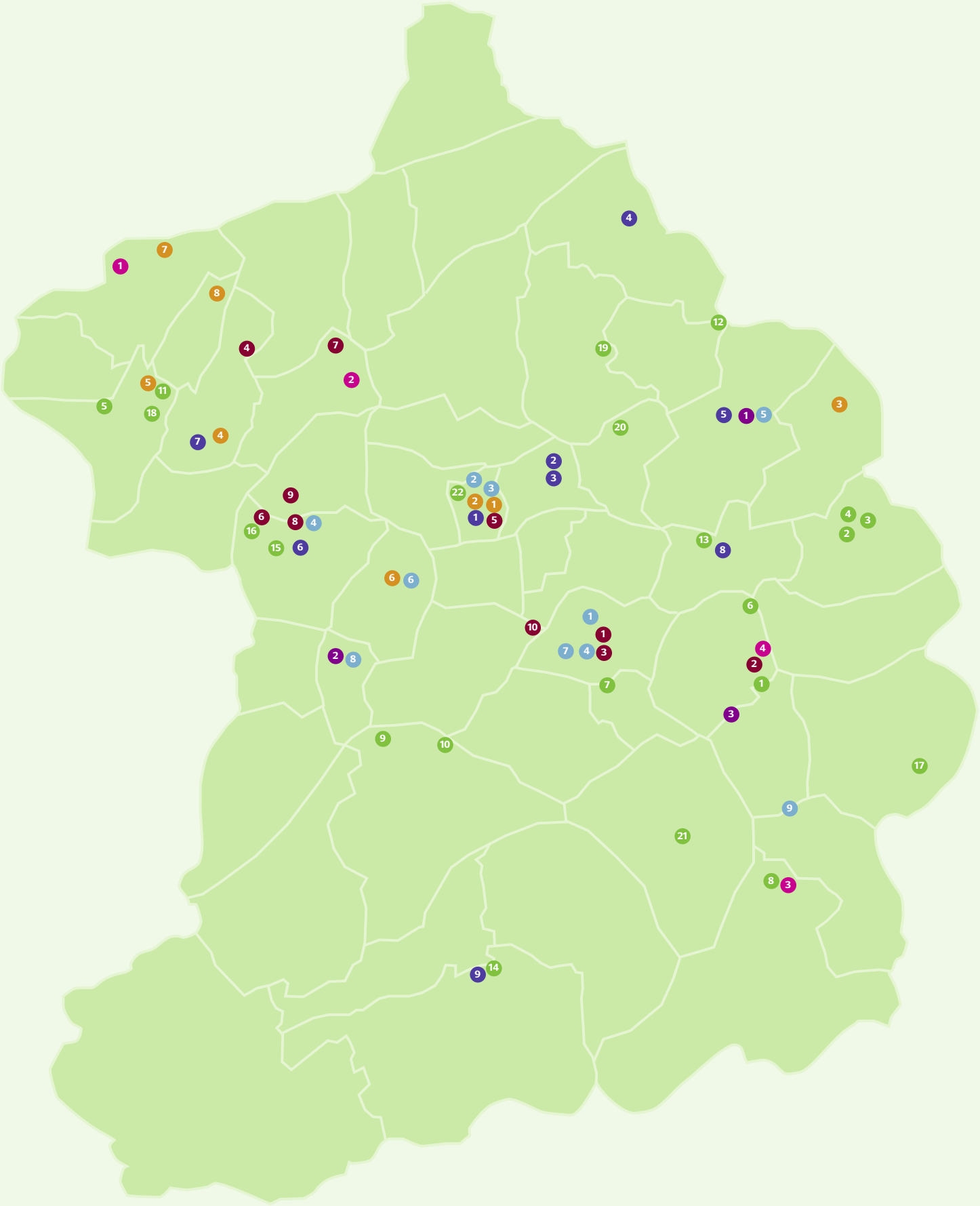
2 **Seniorenzentrum Margarethenhöhe**
· 120 Plätze für Seniorinnen und Senioren

3 **Heinrich-Held-Haus**
· 80 Plätze für pflegebedürftige Seniorinnen und Senioren mit und ohne geistiger Behinderung

Diakoniewerk Essen

Gesamt: 1.556 Mitarbeitende, 429 Ehrenamtliche

Standort-Übersicht



Januar:
Pfarrer Olaf Zechlin
wird Vorstandsmitglied

Januar: Dr. Harald Keith leitet
Personalabteilung

Januar: Katja Eimers über-
nimmt Kita „Helmertweg“

Februar: Sparkassen-
Azubis spenden
Spielzeug

Februar: 2. Einführungsgottesdienst
für neue Mitarbeitende

März: Stephanie Dreyer leitet
Kita Samoastraße

April: Alina Terörde übernimmt
Bereich Migration und Flucht

April: Mirko Klatt übernimmt
Kita „Kinderarche“

April: Pfarrer Andreas Müller wird
Sprecher der Wohlfahrtsverbände

April: Diakoniezentrum Kray
feiert Eröffnung

April: Heinrich-Held-Haus
weiht Grabstätte ein

RückBlick

Juni: Diakoniewerk beteiligt
sich beim Kirchentag

Juni: Einweihung der Dependance der Kita „Kunterbunt“

Juni: 40 Jahre Internat für Hörgeschädigte

Juli: Jugend-Dezernent besucht Fördergruppen

Juli: Abschluss des SeneX-Projekts

August: Kristin Sonnenberg wird Vorstandsmitglied

September: 10 Jahre Fachberatung Kindertagespflege

September: Steag-Team baut Gartenmöbel für Aufnahmeheim

September: 45 Jahre Grüne Damen und Herren

2019

Oktober: Sparda-Bank spendet Gartenpavillon für Haus Esmarchstraße

November: Stadtführer empfiehlt Restaurant „Church“

Dezember: Katja Schreyer übernimmt Haus Prosperstraße

Dezember: Essener Diakonie gründet Pflegeverbund

Diakoniewerk Essen